

Franckesche Stiftungen zu Halle

Der Mädchenspiegel oder Lesebuch für Töchter in Land- und Stadtschulen

Reinhardt, Justus Gottfried

Halle, 1799

VD18 13156055

Dritte Abtheilung.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permission requests please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:gbv:ha33-1-190924-

Dritte Abtheilung.

91. Die gute Gewohnheit.

Christine versäumte des Sonntags ohne Noth keine Kirche, richtete auch ihre häuslichen Geschäfte so ein, daß ihr Gesinde und ihre erwachsene Kinder hineingehen konnten. Die ganz Kleinen ließ sie unter der Aufsicht einer alten verständigen Person zu Hause, weil sie nicht wollte, daß jemand durch sie in der Aufmerksamkeit und Andacht gestört würde. In der Kirche hatte sie sie beständig vor Augen, und gab ihnen einen ernstlichen Wink, wenn sie plauderten oder schlafen wollten. Des Abends mußten sich nun die Kinder und Mägde um sie her versammeln, und nun fragte sie, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer dann am meisten wußte, den ehrte Christine vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was sie wußte. Auch zeichnete sich das Gesinde, welches bey ihr gedient hatte, allemal vor andern aus, denn es hatte bey ihr viel Gutes gelernt.

Du sollst den Sabbath heiligen.

Wie viel Böses geschieht am Sonntage! und nur der feyert den Sonntag recht, der an demselben viel Gutes thut.

92. Die Freundin in der Noth.

„Liebe Nachbarin! meine Magd ist auf dem Kartoffelfstücke, und meine Tochter, mit der ich heute ganz allein zu Hause bin, ist plögl. von einem Blutsturze überfallen worden. Wenn ich doch nur einen Freund hätte, der mir gleich zum Arzte ginge! Ich darf sie nicht allein lassen. Könnt ihr denn nicht etwa eine Viertelstunde abkommen? ihr würdet mir einen großen Gefallen erweisen! „ So sprach Hanne zu Christianen, und diese erhörte ihre Bitte, und holte, ob sie gleich eben am Waschtroge stand und wusch, den Arzt herbey. Als ihr nachher Hanne ihr Versäumnis vergüten wollte, sagte Christiane: „Meine Pflicht, dem Nächsten in der Noth beyzustehen, lasse ich mir mit keinem Gelde bezahlen. „ Seit der Zeit war Hanne ihrer Nachbarin sehr gut, und rühmte es oft, daß sie ihr damals in der Noth so gern und unentgeltlich geholfen hätte.

Wer uns in der Noth gern beysteht, der ist unser wahrer Freund. Sir. 6, 7. 15.

93. Die neidische Nachbarin.

Eine Bauerfrau hatte ein trefflich Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe, und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh nach Hause kam, stellte sie

sie sich in die Hausthür und ärgerte sich, wenn eine gute Kuh vorbeiging, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Glachs sah, der ihr nicht zugehörte, so sprach sie: „Ich weiß nicht, wie es die Leute machen, ihnen geräth alles, und mir gelingt nichts.“ Gleichwol gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und und zankte, so waren ihr nicht nur die Leute im Dorfe nicht gut, sondern sie selbst war auch beständig kränzlich, und starb in ihren besten Jahren am Galleusieber, als einst des Schulzens Frau von einem entfernten Unverwandten hundert Rthlr. geerbt hatte. Sir, 14, 9. 10. 1 Petri 2, 1. Jacob. 3, 16.

94. Die Folgen des Unfriedens.

Die Bauern in einem gewissen Dorfe lebten lange in Frieden und Wohlstande. Wenn einer von ihnen einen Ehrentag feyerte, so wurde bey nahe das ganze Dorf dazu gebeten, weil sie alle viel auf einander hielten; und wenn einem ein Unglück begegnete, oder einer des andern Hülfe bedurfte, so wetteiferten sie ordentlich mit einander, wer dem Unglücklichen oder Hülfsbedürftigen zuerst und am meisten beystehen sollte. Einem fremden Kranken verweigerten sie die Aufnahme nicht, sondern brachten ihn gleich an einen bequemen Ort, und schickten den Flurdiener nach

der Stadt, um einen Arzt oder Wundarzt zu holen, welchen sie, wenn der Fremde arm war, bezahlten, und zugleich dem Kranken selbst die brüderlichste Pflege leisteten. Sollte eine Veränderung oder eine neue Anstalt getroffen werden, so kamen sie unter der Linde zusammen, und berathschlagten sich daselbst gemeinschaftlich ohne Gezänk und Widerseßlichkeit. Auch war in ihrem Orte kein Bettler zu finden, denn da die meisten wohlhabend waren, so verschafften sie dem Dürftigen Arbeit, wodurch er sich mit seiner Familie ernähren konnte. Einst aber, als eine neue Kirche gebaut wurde, verzürnten sich die Weiber darüber, wer auf der ersten oder zweiten Bank sitzen sollte. Da kam Feindschaft und Plauderen unter die Leute, woraus Zänkereyen im Umgange und vor Gerichte entstanden, so daß sie aus Verdruß und wegen beständiger Proceße ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Es währte auch nicht eines Mannes Leben, so hatten sie sich alle arm gezänkt.

Friede ernähret, Unfriede verzehret.

Eitelkeit, Stolz und Verleumdung zerstören Palläste und Hütten.

95. Die Sanftmüthige.

Juliane, ein sehr fleißiges und ordentliches Mädchen, heirathete einen Wittwer, der schon drey ziemlich erwachsene Kinder hatte. Im An-
fange,

fange, als sie ins Haus gekommen, und Frau geworden war, wollte sie den verwilderten Haushalt wieder in Ordnung bringen, und die Kinder zur Ordnung, Arbeit und Reinlichkeit anhalten. Sie wurde deshalb oft von den Anverwandten der verstorbenen Frau angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber sie schalt nicht wieder, sondern sprach: „Freunde, warum scheltet ihr auf mich? ich suche ja der Kinder Bestes. Ohne Ordnung und Fleiß kann keine Familie glücklich seyn. Mit der Zeit werdet ihr das besser einsehn, und mir danken.“ Dies geschah denn auch wirklich, und so sehr sie Julianen anfänglich gehaßt hatten, so sehr liebten sie sie in der Folge, als sie ihre redlichen Absichten hatten kennen lernen.

Spr. Gal. 16, 32. Der seines Muthes Herr ist, ist größer als der Städte gewinnet.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern traget es sanftmüthig, wenn ihr um etwas Guten willen leiden müßet. So werdet ihr euren sanftmüthigen Heilande Jesu Christo ähnlich.

96. Die verständige Mutter.

Marie hatte viele Kinder, aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben als das andere. Wenn auch ein Kind viel besser aussah als das andere, und es war unartig und boshaftig, so strafte sie es doch ohne Verschonen; denn sie

I 4

sprach:

sprach: „Gott hat mir diese Kinder alle gegeben, für alle soll ich Mutter seyn. Ein jedes wird Gott einmal von meinen Händen fordern. Ach Gott, gieb mir doch die rechte Weisheit, daß ich sie zu guten nützlichen Menschen erziehen möge! „Wenn eins starb, so betrübte sie sich nicht ohne Maasse. Sie that vorher alles, um es zu erhalten; starb es aber doch, so lobte sie Gott, so bald sie nur den ersten Schmerz ausgeweint hatte. Denn sie sprach: „Mein Kind ist ja nicht verlohren, darum weil es gestorben ist. Ich weiß aus Gottes Wort, daß die Seele nicht stirbt, sondern erhalten wird zum bessern und ewigen Leben. „Ihre Kinder geriethen auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. 20, 2. Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich hernach seines Kindes freuen.

97. Der Selbstbetrug.

Zwo Frauen, die sich seit langer Zeit gramm gewesen, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen, denn jede behauptete, ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich unter dem Gelächter aller Nachbarn von ihren Männern auseinander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt zu seyn schienen, hatte indeß stundenlang Durst leiden müssen.

So

So hintergeht der Mensch sich selbst, wenn bey ihm böse Triebe rege werden! Diese Frauen glaubten, sie zankten sich nur aus Sorgfalt für ihr Vieh, und doch zankten sie sich blos, weil sie einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu schöpfen.

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die geheimen Bewegungen, die in euch entstehen, damit ihr euch nicht selbst zu bösen und schädlichen Handlungen verführet.

98. Die Wollspinnerin.

Trägemanns Frau, eine Wollspinnerin, war lässig und faul. Kein Tuchmacher gab ihr gern zu spinnen, weil sie die Wolle so schlecht spann, daß sie mit vieler Mühe und doch nicht gut verarbeitet werden konnte. Und wer denn doch von ihr wollet gesponnen haben, mußte sehr vorsichtig dabey seyn, denn sie tauschte die Wolle gern aus. Da ihr nun keiner gern etwas zu verdienen gab, außer im Nothfall, wenn keine andere zu haben war; so verdiente sie auch wenig, konnte sich nichts zu gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit wurde ihr von Tage zu Tage saurer. Davon ward sie nun auch endlich verdrießlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen jedermann. Ihr Mann war eben so träge und faul wie sie. Niemand mochte ihr

zur Arbeit haben, denn er hinderte nur die andern, und wenn man ihm ja die Arbeit gab, so mußte gewiß auch jemand bey ihm zur Aufsicht angestellt werden. Die Kinder dieser Leute hatten oft darum, daß ihre Eltern so lässig waren, kein Brodt, um den Hunger zu stillen, und mußten fast täglich Zeugen seyn von den Schlägereyen ihrer Eltern. — Einst, als sie des Abends mit ihrem Manne vor der Thür saß, klagte sie gegen eine andre fleißige Spinnerin, und sprach: „Wir armen Leute, uns geht es bey unserm Wollespinnen recht übel!“, „Nein, antwortete jene, nur den Faulen unter uns geht es schlecht.“ „Wer ordentlich arbeiten will und kann, dem mangelt nichts, als das, was überflüssig und also entbehrlich ist.“

Armuth ist ein Gefährte der Faulheit. Spr.
Gal. 6, 6. 11, 14. 23.

99. Die rechtschaffene Frau.

Marie hatte einen Mann, der sehr zum Zorn geneigt war, und bey allen Gelegenheiten in Heftigkeit und Eifer gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verdruss, und war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit finden konnte. Wenn sie dann sah, daß er doch verdrießlich wurde, so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Oft bat sie

sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes und um Geduld. Endlich ward sein Herz erweicht, und als sie einstmals zum Abendmahle gehen wollten, bat er seine Frau, ihm alles sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig, sich zu bessern. Da betete Marie mit ihm zu Gott um Beystand zur Erfüllung dieses Vorsages. Und sie führten nachher eine glückliche und zufriedene Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beytragen. Sir. 26, 1.

Jac. 4, 19. Wer einem Menschen zur Tugend behülflich ist, hat großen Lohn von Gott zu erwarten.

100. Gieb jedem das Seine, und laß auch jedem das Seine.

Ein Kaufmann vertraute einem armen Handwerksmann, bey dem er allemal auf der Reise zur Messe einzukehren pflegte, eine Summe Geldes an, weil man ihm gesagt hatte, daß der Weg nicht sicher wäre. Er starb aber unterdessen an der Kolik. So bald der ehrliche Handwerker gewisse Nachricht von dem Tode des Kaufmanns eingezoget hatte, so packte er das Geld ein, um es an seine hinterlassenen Anverwandten zu schicken. Seine Frau war damit nicht zufrieden. „Mann, sagte sie, sey doch kein Thor, und schicke das Geld fort, es weiß ja niemand etwas

etwas

etwas davon, du hast ja auch keine Handschrift von dir gegeben; seine Anverwandten wird das Geld eben nicht arm machen; wir könnten es in unsre Profession verwenden, und unsere Kinder besser ernähren. „Gott bewahre mich! gab der ehrliche Mann zur Antwort, nicht einen Groschen könnte ich davon nehmen. Eben darum muß ich das Geld wieder an seinen rechten Herrn bringen, weil es mir, als einem ehrlichen Manne, ohne Handschrift ist anvertraut worden. Gott hat uns ja noch niemals verlassen, und wenn wir ihn immer vor Augen haben, fleißig sind, und unsre Sachen zu Rathe halten, so wird er uns immer so viel geben, daß wir uns und unsre Kinder ehrlich ernähren können. Und wenn du sprichst, es wisse es niemand, daß ich das Geld in Verwahrung habe, so ist ja das nicht wahr. Gott und mein Gewissen würden es mich nicht vergessen lassen. „Er schickte hierauf das Geld wirklich fort an die Wittve des Kaufmanns. Diese aber, gerührt durch die Ehrlichkeit des armen Professionisten, legte noch einmal so viel dazu, und schickte es ihm als ein Geschenk zurück.

Reizungen zur Ungerechtigkeit besiegen zu können, ist die größte Kunst. Wohl dem, der sie versteht, Philipp. 2, 4. Jerem. 12, 13.

101. Du sollst den Sabbath heiligen!

Juliane pflegte, wenn andre Weiber des Sommers nach dem Gottesdienste herumgingen, und die Zeit mit unnützem und ärgerlichem Geschwätz zubrachten, unter Singen und Veten ihre und ihres Mannes, wie auch der Kinder Wäsche, Bette und Kleider zu benähen und auszubessern, oder auch zu stricken. Wenn nun andre Nachbarinnen sich darüber aufhielten, und sie nöthigten, in solcher Zeit mit ihnen ins Wirthshaus zum Tanz oder auf ein nahgelegenes Dorf zu gehen; so pflegte sie sich mit diesem Reime zu entschuldigen: Wer sich ehrlich will ernähren, muß viel flicken und wenig verzehren. Und bey solchen Gefinnungen ging es ihr und ihren Kindern immer sehr wohl.

102. Die Bitterung.

Murrkopfs Frau war immer mit der Witterung nicht zufrieden. Wenn es regnete, verlangte sie Sonnenschein, und wenn es schön Wetter war, so sollte es regnen. Bald war es ihr zu kalt, bald wieder zu warm. Wer zu ihr, oder zu wem sie kam, der mußte auch ihre Klagen über das vermeinte schlechte Wetter mit anhören. Einmal kam sie zum Prediger, und wollte dem auch ihre Klagen wegen der lange anhaltenden Nässe vorlegen. Aber da kam sie übel an: „Wenn ihr doch, sprach der wackre Mann,

Mann, nur den großen Hausvater, den alten treuen Gott, der so viele tausend Jahre hindurch alles so gut gemacht hat, nicht tadeln wollten! Ihr wünscht Sonnenschein und trocken Wetter, und der Vortheil, den es euch im Anfange gebracht hätte, würde durch den nachfolgenden Schaden vielleicht im Ganzen so verbittert seyn, daß ihr wünschen würdet, nicht so gewünscht zu haben. Gott giebt und thut alles zu seiner d. i. zur rechten Zeit. Wißt ihr, arme Frau, diese nach allen ihren Umständen und Folgen? Was sind doch unsre Wünsche! Wie unglücklich würden wir seyn, wenn sie alle erfüllt würden!., Die Frau ging beschämt fort, und unterließ von der Zeit an ihre thörichten Klagen über die Witterung.

Es ist sehr gut, daß der Vater im Himmel seinen kurzichtigen und unverständigen Kindern nicht alles giebt, was sie wünschen.

103. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Marie war in der Jugend von ihren Eltern zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden, daher war sie verständig und liebte das Gute. Als sie heran gewachsen, und zum Heirathen tüchtig geworden war, gewann sie ein arbeitfamer und tugendhafter Jüngling lieb, der sie kannte. Ihr Ehestand war glücklich, denn sie liebten sich beide
und

und hielten über Ordnung und Zucht im Hause. Ihr beiderseitiger Fleiß machte denn auch, daß sich ihr Vermögen vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig und dienten gern mit Rath und That, daher war ihnen jedermann gewogen. Sie gingen auch allem Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angingen, und gaben einem jeden das Seinige. Daher blieben sie von Processen und Strafen frey, und die Herrschaft mochte sie ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, ihre Kräfte nicht durch unmäßigen Genuß der ehelichen Freuden verschwendeten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen immer mit ihrem guten Beispiel vorgingen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist also die Tugend der sicherste Weg zu Glückseligkeit.

104. Eine wirkliche Gotteslästerung.

Eine am Gemüth kranke Weibesperson in einem gewissen Dorfe erbing sich, und konnte durch die angewandten Mittel nicht wieder zum Leben gebracht werden. Man begrab sie also in der Stille, und niemand hatte was dagegen, weil die Einwohner des Dorfes größtentheils friedliche,

liche,

liche, verständige, und ihrer Obrigkeit gehorsame Leute waren. Gleich darauf entstand aber langanhaltende nasse Witterung, und nun urtheilten die Einfältigen, die noch unter ihnen waren: der Regen ließe darum nicht nach, weil die Selbstmörderin mit zum Himmel gekehrtem Gesichte sey begraben worden, anstatt, daß man sie mit dem Gesichte unterwärts hätte legen sollen. Die Leute machten sich also die alberne Vorstellung: Der Allgütige, der freylich keinen Gefallen am Selbstmorde hat, sey im Stande, deswegen vielen Tausenden von Menschen und Thieren Schaden zu thun, weil ein todter Körper auf dem Rücken oder dem Bauche liegend verfaule.

Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen.

105. Die vorsichtige Hausfrau.

Sophie konnte allen guten Hausmüttern in der Sorgfalt, Feuer zu verhüten, zum Muster dienen. Sie ging nicht nur selbst im Hause mit Feuer und Licht vorsichtig um, sondern hatte auch auf ihre Hausgenossen immer wohl Acht, daß sie ein Gleiches thaten. Sie ließ niemanden des Abends mit Licht ohne Laterne auf den Boden oder in die Ställe gehen, den Schwefel hatte sie selbst in ihrer Verwahrung, weil sie aus Erfahrung wußte, daß die Mägde oft liebertlich damit umgehen. In der Küche mußte immer neben dem Herde ein eisern Gefäß mit Asche stehn,

stehn, worein sie gleich das Fett schütten konnte, wenn ihr ja einmal das Feuer hineinschläge. Auf dem Hofe stand beständig ein groß Faß mit Lauge zum Ebschen, und eh sie sich zu Bette legte, sah sie sich aller Orten um, ob auch Licht und Feuer ordentlich war ausgelöscht und verwahrt worden. Mußte sie zuweilen des Nachts Licht brennen, so setzte sie die Nachtlampe in ein irdenes Gefäß, damit keine Schnuppe auf die Erde fallen möchte. Ihre Kinder gewöhnte sie von Jugend auf ohne Licht in die Schlafkammer zu gehen, und ihren Kamin und Rauchfang ließ sie des Jahrs einigemal kehren. Dafür konnte sie sich aber auch alle Abende mit ihren Kindern ruhig zu Bette legen und unbesorgt einschlafen.

Je vorsichtiger der Mensch ist, desto weniger Unglücksfälle betreffen ihn.

106. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und von der Schädlichkeit des Eifers.

Ein Lied.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut
Ist in der That ein großes Gut,
Uns hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch Gott dafür
In unserm ganzen Leben!

Mädchenpiegel,

A

Wer

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht,
 Geschenk und Gaben sind zu schlecht,
 Weil Gott das Herz begehret;
 Wenn uns gefällt,
 Was Gott gefällt,
 Dann wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt;
 Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt,
 Vor mancher Sorg' und Plage.
 Wer Gott verläßt,
 Dies glaubet fest,
 Hat nie zufriedne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin,
 Sich zu verbergen muß er fliehn
 Von Vaterland und Hütte.
 Die Obrigkeit
 Verfolget weit
 Des Bösen flüchtige Schritte.

Die Unruh seines Herzens geht
 Mit ihm umher, und wo er steht,
 Da nagt ihn Furcht und Kummer;
 Der böse Rath,
 Die böse That
 Verwehret ihm Ruh und Schlummer.

Wer

Wer aber reines Herzens ist,
 Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
 Ihn durch Gehorsam ehret;
 Den schüzet Gott
 In aller Noth,
 Sein Segen wird vermehret.

107. Es ist mehr Gutes als Böses auf
der Erde.

Ein verständiger Vater sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder, wenn es euch wohlgeht, wenn ihr mit Lust esset, wenn ihr gesund seyd, wenn es schön Wetter ist, wenn die Vögel singen, wenn ihr euch an dem Anblick des Getreides oder am Geruch der blumigten Wiesen vergnüget, so danket Gott mit Freuden, der alles dieses Gute giebt. Ich habe nun ein hohes Alter erreicht, aber wenn ich zurückdenke, so hat mich Gott weit mehr Freuden als Widerwärtigkeiten erleben lassen, wofür ich ihm herzlich danke. Ihr Kinder werdet dasselbe auch sagen müssen. Z. B. gegen einen Tag Krankheit wie viel Tage Gesundheit! Das meiste Mißvergnügen macht der Mensch sich selbst durch Unordnung und Laster. Wer Gott recht an's Dankbarkeit liebt, und durch Gehorsam ehrt, für den ist die Welt kein Jammerthal. Das Unangenehme im menschlichen Leben ist entweder verschuldet, und dann ist es als Strafe zur Besserung nützlich; oder es trifft uns,

K 2

uns,

uns, ohne daß wir es veranlaßt haben, und dann ist es Schickung oder Verhängniß des allerweisesten Gottes und Vaters, und im Ganzen gewiß gut und nützlich; z. B. es übt uns in der Geduld. Was dem einen nützt, das schadet dem andern Dinge. Der Tod z. B. eines eßbaren Thieres verschafft dem Menschen seine Nahrung und Speise. So wie es nicht immer Tag oder Frühling seyn kann, so kann es auch nicht immer jedem Menschen nach seinem Sinne gehen. „

In diesem Leben ist nichts Vollkommenes und Immerwährendes, und der Mensch soll sich auch hier nur erst der Glückseligkeit würdig machen. Beständige Glückseligkeit findet erst nach dem Tode statt, und ist die Belohnung unsrer Sittlichkeit und Tugend. Je tugendhafter wir hier sind, desto größer wird einst unsre Glückseligkeit seyn.

108. Die Besserung.

Sophie, eine gute Hausmutter, hatte ihrer Gewohnheit nach des Sonntags Morgens, eh sie in die Kirche ging, die abgelegten Kleider und Wäsche ihres Mannes und ihrer Kinder untersucht, ob sie zerrissen oder schadhast wären, und sich vorgenommen, beide des Nachmittags oder den folgenden Tag auszubessern. In der Kirche redete der Prediger von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nach:

nachsehen mußte, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten an sich habe, so wie eine gute Hausmutter oft nach ihrer Wäsche und Hausgeräthe sehen müsse, ob es nicht einer Besserung bedürftig sey. Da ward Sophie gerührt, und als sie über sich selbst nachdachte, da fiel ihr unter andern ihre zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt nahm sie Gelegenheit, mit dem Prediger auf dem Heimwege zu reden, sagte, daß es ihr leid sey, im Zorn oft Unrecht gethan und manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was sie zu thun hätte, um sich von dieser bösen Gewohnheit los zu machen. Da rieth ihr der verständige Prediger, hinzugehen zu denen, die sie beleidigt hatte, und sich mit ihnen zu versöhnen; hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebet zu denken, und so sich inskünftige eine Gelegenheit zu Unwillen zeige, gleich wegzugehen, und den Anfang zu vermeiden.

Als Sophie dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, ward sie friedfertig, das ist, besser, als vorhin bey ihrer zornigen Gemüthsart, und das heißt sich bessern oder bekehren. Jerem. 7, 5.

Der Mensch kann sich zum Guten gewöhnen, und Unarten ausrotten, wenn er nur ernstlich will.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

109. Die guten Brautleute.

Eine franke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, Gott Lob! so wohl, wir haben Ueberfluß. — Aber wie viele mögen Noth leiden! Laß uns an unserm Hochzeitstage eine gute Handlung verrichten, und der armen franken Frau dort ein wenig Essen schicken oder selbst bringen.“ „Du hast Recht, sagte der Bräutigam; ich liebe dich nun noch mehr als vorher, weil du so gut gesinnt bist.“ Da nahmen sie beide etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzney und Wartung erhielt. Die franke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf gingen sie wieder nach dem Hochzeitthause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen, aber sie waren außerordentlich vergnügt. Sir. 14, 14.

110. Ein Tischlied.

I.

Herr Gott, zu deinem Preise
 Bringt unser Herz dir Dank!
 Du stärktest uns durch Speise,
 Erquicktest uns durch Trank.

Auf

Auf deine Milde merken,
Im Glauben uns zu stärken,
Ist, Vater, unsre Pflicht.

2.

Wenn bey'm Genuß der Gaben
Wir sündlich deine Huld,
O Gott, vergessen haben,
Vergieb uns diese Schuld.
Wir wollen stets zufrieden
Mit dem, was uns beschieden,
Und kindlich dankbar seyn.

3.

Durch dein Wort nun auch nähre,
O Vater, Herz und Sinn!
Laß deines Sohnes Lehre
Uns leiten fernerhin,
Daß wir die Sünde meiden,
Das Gute thun, im Leiden
Auf deine Hülfe schaun.

4.

Du, unser Vater, walte!
Dein Nam' uns heilig sey;
Dein Wort bey uns erhalte,
Dein Wille mach' uns neu.
Gieb Brodt; die Schuld verzeihe,
Zum Kampfe Kraft verleihe,
Hilf uns aus aller Noth.

III. Briefe.

Eine Wittwe hatte eine einzige Tochter, Marie, die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Tochter nicht stets um sich haben, denn sie war arm, und ihre Tochter mußte sich deshalb in einem nahgelegenen Dorfe bey einer guten Herrschaft vermie-then. Diese zog endlich in eine große Stadt, und Marie mußte mit dahin folgen. Ob es nun gleich ihre Mutter nicht gern sahe, daß Marie in der Stadt dienen sollte, so mußte sie es doch geschehen lassen, weil es mitten im Dienstjahre war, theils weil auch die Herrschaft sie überaus gut hielt. Bey dem Abschiede nun ermahnte die Mutter Marien ernstlich, sich ja vor Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: „Liebe Mutter, ihr könnt ja schreiben, und ich auch; schreibt mir zuweilen, und erinnert mich an mein Versprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich gut aufzuführen.“ Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter.

Liebe Tochter!

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und fromm, und hütest du dich, daß du in keine Sünde willigst, noch wider Gottes Gebot thust? Ich bete zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unersahrenheit durch seinen Beystand zu Hülfe komme, aber

aber du mußt auch beten! Glücke den Müßiggang; mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe oder deiner Seele wahren Vortheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und auch mit deinen Mitbedienten in Friede und Einigkeit. Suche deiner Herrschaft Vortheil aus allen Kräften, und sie wird dir wiederhelfen, und dein Wohlsiehn befördern. Und wenn sie dir auch nicht dankte, so hast du doch Gott geborcht, und ihm geglaubt. Gott aber läßt denen, die ihn durch Gehorsam ehren, alles zum Besten dienen. Es gehe dir also an Leib und Seele wohl. Dieses wünscht

Stilldorf,
den — August
17 —

Deine
treue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter!

Wie gut ist es doch, daß Ihr schreiben könnt, und daß Ihr michs auch habt lernen lassen! Nun sehe ichs recht ein, daß es mir nützet. Wir sind gegenwärtig so weit von einander, und können doch manchmal so herzlich mit einander reden, als wenn wir beisammen wären. Euer lieber Brief hat mich recht gestärkt. Ihr habt wol Recht, liebe Mutter, daß ihr mich vor Müßiggange warnet. Auf dem Lande, wenn ich meine ge-

wöhnliche Arbeit gethan hatte, ging in den Garten, oder aufs Feld, wo ich arbeiten sahe, und half andern mit arbeiten. Aber hier ist das alles nicht. Dafür aber haben wir auch hier oftmals Wochenpredigten. Dann arbeite ich vorher fleißig, und wenn sich schicken will, so bitte ich meine Herrschaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigten zu gehen. Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir, und ich mit ihr. Meinen Mitbedienten begegne ich höflich, wie sichs für ein so junges Mädchen schickt, und wenn sie manchmal auch mit Unrecht auf mich schelten, dann schweig ich still. Wenn mich mein Gewissen nicht schilt, so werden mir unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn Ihr mir es nicht verdenken wollt, — in diesem Briefe sind zwey Thaler, die hab' ich übrig, denn ich habe noch vier Thaler baar Geld, und meine Kleidungsstücke sind noch ganz und gut. Nehmt doch dieses wenige von Eurer Tochter an, und pfleget euch in Eurem Alter dafür. Ich kann Euch doch mein Lebtag nicht alle Wohlthaten vergelten, die Ihr mir erzeigt habt. Gott wird Euch Eure Mühe und Sorge vergelten, davon hält sich fest überzeugt

Gr. den — September
17 —

Eure
dankbare Tochter
Marie.

112. Die gute Obrigkeit.

Die Obrigkeit in einer gewissen Stadt sahe ein, daß alle ihre gute Anstalten fruchtlos bleiben würden, wenn der Unterricht in den Schulen und überhaupt die ganze Lehrart nicht verbessert würde. Sie beschloß deshalb, nebst andern guten Lehrbüchern auch besonders ein neues Religionsbuch einzuführen, woraus die Jugend den Weg zu ihrer irdischen und ewigen Wohlfahrt unter der Anweisung verständiger und fleißiger Lehrer noch leichter, gründlicher und mit mehrerer Lust als aus den alten erlernen könnte. Um die heilsame Absicht desto geschwinder zu erreichen, ließ sie viele hundert Stück davon unter die Schulkinder in den Knaben- und Mädchenschulen ohne allen Unterschied unentgeltlich austheilen, und verpflichtete die Lehrer, ihre Untergebenen auf das gewissenhafteste zu unterrichten. Ein großer Theil der Bürger lobte diese freigebige, des lautesten Beyfalls würdige Handlung ihrer Obrigkeit, und freueten sich darüber, daß ihre Kinder in der Religion und in andern nützlichen Dingen nun bessern und gründlicheren Unterricht erhielten, als sie selbst in ihrer Jugend erhalten hatten. Gleichwol aber gab es derer noch viele, die, statt des schuldigen Dankes, öffentliche Merkmale von Unwillen, Widerspenstigkeit, und Mißvergnügen über das löbliche Unternehmen ihrer Obern an den Tag legten. Die Obrigkeit aber feste den

festen

festen Entschluß, in dieser guten Sache sich durch-
aus nicht jähren zu lassen. Sie suchte dabey die-
jenigen Bürger, die zum Theil übelbelehrt wa-
ren, zum Theil aber auch noch sehr am Alten
hingen, oder aus Eigennutz und Eigendünkel
sich aller wahren Aufklärung und Verbesserung
widersetzten, mehr durch Sanftmuth und Ue-
berzeugung, als durch obrigkeitliche Zwangsmit-
tel zu ihren Pflichten zurückzurufen. Die wider-
spenstigen Bürger blieben aber gleichwol nicht un-
bestraft, denn die mehresten unter ihnen brach-
ten sich durch ihre Widersetzlichkeit gegen offen-
bar nützliche und gute Anstalten, in benachbarten
Städten, wo man sich schon seit vielen Jahren
die wohlgemeinten Verfügungen der Obern hatte
gefallen lassen, in einen üblen Ruf. Wo sie in
eine Stadt kamen, da warf man ihnen vor,
und das war noch das schlimmste, daß alsdann
die guten Bürger auch mit darunter leiden
mußten.

Bessere Belehrung für Kopf und Herz, ver-
bunden mit dem Bestreben, das erkannte Gute
zu vollbringen, ist wahre Aufklärung. Diese
zu befördern, ist Pflicht der Obrigkeit. Wer sich
derselben widersetzt, der widerstrebt Gottes
Ordnung; denn Gott will, daß allen Menschen
geholfen werde, und sie alle zur Erkenntniß der
Wahrheit gelangen.

113. Der Unverschämte.

Eine sehr reiche Wittwe, die Gott im Wohlthun ähnlich zu werden suchte, hatte einem durch Viederlichkeit verarmten Tuchmacher sein Haus schuldenfrey gemacht, seine Kinder gekleidet, das Schulgeld für sie bezahlt, ihm Wolle gekauft und alle Werkzeuge zur Profession tüchtig und neu gegeben, auch dabey versprochen: wenn er einen bessern Lebenswandel führen würde, in außerordentlichen Fällen ihm ihre Hülfe nicht zu versagen. Wenn nun der Tuchmacher diese Mittel alle gebraucht, fleißig gearbeitet, und übertriebenen Aufwand zu machen aufgehört hätte, so müßte nothwendig sein Wohlstand zugenommen haben. Das that er aber nicht. Er nahm das Seinige nicht in Acht, sondern war faul, arbeitete schlecht, und verthat seinen Verdienst in Spielgesellschaften, wie vorher. Als er nun hierdurch bald wieder in Noth gerieth, ging er zu seiner Wohlthäterin, und bat, daß sie ihm doch, wie sie versprochen hätte, helfen, oder ihn vor der Armuth schützen möchte. „Ich habe euch schon geholfen, antwortete die Wittwe, als ich euch alle Mittel gab, euren Zustand zu verbessern; ihr aber mußtet diese Mittel anwenden und brauchen wollen. Außerordentliche Unglücksfälle haben euch nicht betroffen. Das aber hab ich nicht versprochen, daß ich täglich für euch eure Berufsarbeit thun wollte, denn diese konntet und mußtet ihr selbst thun.“

So

So unverschämt, wie dieser Professionist gegen seine Wohlthäterin, so handelt der Mensch oft auch gegen Gott, wenn er alles, was Gott bereits gegeben, und feinetwegen schon gethan hat, weder achtet noch gebraucht, und dennoch stets bittet, daß Gott ihm doch seinen Geist geben, ihn fromm machen, oder ihn vor der Sünde, die er doch gern begeht, bewahren wolle. Luc. 8, 14.

114. Der Prediger und die Zuhörer.

An einem gewissen Orte war ein Prediger, in dessen Predigten die Zuhörer oft schliefen, weshalb er denn fast in jeder Predigt seinen Unwillen bezeugte. Dieser Prediger starb. Sein Nachfolger bemerkte die böse Gewohnheit mit Betrübnis, und gab sich Mühe, dem Uebel abzu-
zuhelfen. Er ließ deshalb die Schläfer zu sich kommen, und stellte ihnen die Unnützlichkeit auch der besten Predigt für nicht zuhörende oder gar schlafende Kirchengänger vor; imgleichen das böse Beispiel, welches sie ihren Kindern damit gaben. „Ach lieber Herr, antworteten die Leute, es thut uns recht leid, daß wir schlafen, aber wir können nicht lassen. Kaum sitzen wir eine Weile da, und wollen recht zuhören, so ist, als wenn uns etwas die Augen zudrückte.“ „Hört, lieben Leute, wenn ihr folgen wollt, so sollt ihr der bösen Gewohnheit bald loswerden. Steht auf, so bald ihr Müdigkeit merkt, und
wer

wer da wacht, der wecke seinen einschlafenden Nachbar. „ Sie folgten ihm, und keiner schließ fortan mehr in der Kirche. Auch brachte er es durch vernünftige Vorstellungen dahin, daß die Weibesleute im Winter statt der in vielem Betrachte schädlichen Feuerstübechen — nur eine Wärmflasche oder einen Fußsack mit in die Kirche nahmen, wodurch manchem Hindernisse und vielen andern Unarten vorgebeugt wurde.

Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß der Mensch dem Reize zu alle dem, was nicht gut ist, widerstehen kann, und wer aus allen Kräften widersteht, dem wird Gott den Sieg nicht vorenthalten. Stand z. B. hier das Mittel wider eine böse Gewohnheit nicht völlig in der Leute Gewalt?

Suchst du deine Mitmenschen zu belehren, wie mans machen muß, des Bösen loszuwerden und das Gute zu thun; so wird deine Bemühung gesegnet seyn, 1 Cor. 6, 11. Tit. 2, 12.

115. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit.

Marie hatte ihre Kinder, besonders die Mädchen, so gewöhnt, daß sie stets nützlich beschäftigt seyn wollten, aber nicht stets bey einerley Arbeit. Erst war die Schule; nach der Schule allerley eigentliche Arbeit, die nach ihren Jahren eingerichtet war; dann Erholungsstunden. Damit

mit

mit aber diese, in welchen die Kinder gemeiniglich die Zeit aus Unverstand mit zwecklosen Spielen verschwenden, ihnen auch nützlich werden könnten; so sprach sie oft mit ihnen über alles, was im Hause und im Garten zu thun war. Sie lehrte sie die verschiedenen Münzsorten kennen, zeigte ihnen, wie Flachs und Wolle müsse behandelt werden, um gutes Garn daraus zu spinnen, lehrte sie das Stricken, machte sie mit Maas und Gewichte, mit Gewürze, mit Butter- und Käsemachen bekannt, und ließ sie zusehen, wenn sie das Essen zubereitete. Um ihnen dies noch mehr zur Lust zu machen, ließ sie ihre Kinder alles im Kleinen nachmachen, was sie im Großen that. Die Kinder handelten mit einander, machten Flachs rein, krepelten Wolle, u. dgl. Wenn die Magd auf den Markt ging, so mußten die Mädchen mitgehn, und Kohl und Fleisch einkaufen sehn. Welches Kind nun etwas am besten gemerkt, oder etwas gut nachgemachtes vorzeigen konnte, das wurde durch ein kleines Geschenk zuweilen belohnt, oder erhielt einen bessern Platz bey Tische.

Aus dem Noth- und Hülfsbüchlein hatten sie viele schädliche, wildwachsende Pflanzen kennen gelernt, diese suchten sie beyhm Spazieren gehen auf, und reinigten von denselben in ihren Erholungstunden, Gärten, Wiesen und Äcker. Sie pflückten aber dergleichen Kräuter nicht etwa, wie gewöhnlich, nur oben ab, sondern sie gruben

ben gleich mit kleinen schmalen Grabscheiten die ganzen Wurzeln und Pflanzen aus, und besäeten die Stellen mit guten Futterkräutern. Auch wußten sie, welche Kräuter, Blüthen und Wurzeln für Krankheiten bey Menschen und Vieh dienlich waren, so wie die rechte Zeit, sie zu sammeln. Wenn sie nun keine sitzende oder häusliche Arbeit bey ihrer Mutter hatten, so waren sie doch schon als Kinder nützlich beschäftigt. Am Abend erzählte jedes Kind seine kleine Begebenheit des Tages, holte über manchen zweifelhaften Fall den Rath seiner erfahrenen Eltern ein, und nahm sich fest vor, seine begangene Fehler zu verbessern. Dies alles wurde nun ins Tagebuch von den beiden ältesten Töchtern eingetragen. Diese Kinder wurden also von ihren Eltern von Jugend auf gewöhnt, auf verschiedene Art nützlich zu werden.

Nützlich kann man auf eine dreyfache Art werden. Einmal, wenn man Schaden verhütet, zweitens, wenn man Gutes hervorbringt, und drittens, wenn man das Gute, das da ist, verbessert oder veredelt.

Die erste Art des Nützlichwerdens schickt sich nun eigentlich für Kinder, und ihre angeborene Thätigkeit kann bey dieser Richtung allein zum Nutzen gelenkt werden, da sie sich sonst meistens theils im Schadenthun und Verderben äußert.

Kinder lassen sich zum Guten gewöhnen.
Spr. Sal. 22, 6.

Mädchen Spiegel.

2

116.

116. Schaden der Unwissenheit.

Eine arme Wittwe hatte einen Bruder, welcher wol zwanzig Jahr abwesend gewesen war, und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er so gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an diese arme Wittwe, als sie eben in der Stadt war. Da sie aber selbst weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen konnte, so ging sie mit dem Briefe zu einem Kaufmann, mit dessen Frau sie öfters ihr Verkehr hatte, und bat ihn, daß er ihr doch den Brief vorlesen möchte. Als der Kaufmann den Brief eine Weile durchgelesen hatte, sagte er zu der Wittwe: „Hört, in dem Briefe steht, euer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch fünfzig Thaler vermacht, aber ihr müßtet sogleich kommen, und das Geld selbst abholen.“ Herr, sagte die Wittwe, wo soll ich denn hingehen und das Geld abholen? „Nach Amsterdam, über hundert Meilen von hier, antwortete er, da liegt euer Geld.“ „Ey, sagte die Frau, hundert Meilen hin, hundert her — Das sind ja wol gar zweihundert Meilen, die kann ich nicht gehen, und wenn ichs auch könnte, so fehlt mirs doch an Reisekosten, es würde mir auch, wenn ich das Versäumniß mit in Anschlag bringe, die Reise fast mehr kosten, als ich erben soll.“ „Hört, sprach der Kaufmann, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für dreyßig Thaler,

ler, so könnt ihr hier bleiben, und ich will schon sehen, wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinem Menschen etwas von diesem Handel sagen. Wollt ihr das? „Herzlich gern, antwortete die Wittwe, welche keinen Betrug argwöhnte. Nun zählte ihr der Kaufmann die dreißig Thaler auf. Die Wittwe dankte, nahm sie, und ging vergnügt nach Hause. Aber nach vielen Jahren, als der Kaufmann, der indeß lieberlich und arm geworden, sterben wollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todtenbette, wie er die arme Wittwe betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam bey einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem sollten zweytausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der Kaufmann der Wittwe gegeben) ausbezahlt werden.“

Welche er denn auch erhalten, aber lieberlich durchgebracht hätte, worüber ihm nun sein Gewissen die bittersten Vorwürfe machte, weil er nicht im Stande wäre, auch nur im geringsten den Schaden wieder gut zu machen, den er der armen Wittwe zugefügt habe.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu kennen. Weish. 10, 8.

117. Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Marktf knecht. Wenn die jungen Bäuerinnen zum Markte kamen, und ihm ihre Waaren zeigten, die sie zum Verkauf brachten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte, und trieb gewöhnlich sein Gespötte mit dem Ehestande. — Einst scherzte er auch so mit Marien, und fragte sie, ob sie denn nicht bald Mutter werden wollte. Da kam er aber unrecht an. Denn diese forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn eine Mutter eigentlich wäre? Der Marktf knecht sagte: „Eine Frau, die Jahr aus Jahr ein an der Wiege sitzt, oder beständig ein Kind im Mantel trägt.“ Ihr irret, sagte Marie, denn erstlich wiegen und tragen wir unsre Kinder gar nicht, oder doch sehr selten, weil es unsre Geschäfte nicht zulassen, es auch den Kindern nicht dienlich seyn soll; sodann ist das eigentlich eine Mutter, die nicht blos Kinder zur Welt bringt, sondern auch, wenn sie geboren sind, sie sorgfältig pflegt und wartet, sie vor allem leiblichen und geistlichen Uebel bewahrt, und zu allem Guten gewöhnt. Dazu gehört sehr viel, wie ich in der Schule gelernt habe. Eine gute Mutter ist des Hauses größte Zierde. Seht Freund, das soll und muß eine Mutter seyn, und das wird sie, wenn sie in der Schule schon über ihre

ihre Mutterpflichten belehrt wird. Wenn ihr also künftig eine Beschreibung von einem Dinge macht, so unterscheidet hübsch das Wesentliche vom Zufälligen. Da schämte sich der Marktknecht, und ging schweigend fort.

Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber nicht nothwendig seyn muß. Wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll. So ist z. B. in dieser Geschichte zur Mutter keine notwendige Eigenschaft, daß sie das ganze Jahr hindurch immer ein Kind im Mantel trage, ohne auch für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, obgleich die Erziehung bey vielen Eltern noch für eine Nebensache gehalten wird.

118. Die gute Schwester.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahr verheirathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren, so hatte sie von ihnen noch keine Hilfe, wol aber manche Last, und auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester, die hieß Louise. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erbot sich, einige

Fahre bey ihr zu bleiben, und gegen ein Gerin-
ges an Gelde zu den nöthigen Kleidungsstücken
ihr in ihrem Hauswesen beyzustehen. Wilhelm
und Marie nahmen dieses Anerbieten mit Freu-
den an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und
nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand
sich eine Gelegenheit, daß Louise heirathen
konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie
heimlich zusammen, was Louise indessen etwa
würde verdient haben, wenn sie bey andern Leu-
ten gedient hätte; und an ihrem Verlobungstage
gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräth zu
ihrer Ausstattung. Sir. 25, 1. 2.

119. Auch an die Nachkommen muß man denken.

Wenn Jacobine einen Apfel speisete, so samm-
lete sie sorgfältig die Kerne, und gab sie ihrem
Manne, welcher sie im Herbst säete, und als
dann, wenn sie heranwuchsen und Stämmchen
wurden, gemeinlich einen Zweig von einem
Borsdorferapfel darauf pfropfte. Einst be-
suchte sie ihre Gevatterin, als sie eben Kerne in
die Schachtel that, und tadelte sie deswegen.
„Oy Gevatterin, sagte sie, das werdet ihr doch
gewiß nicht erleben, daß daraus Bäume werden,
die Obst tragen.“ „Aber wenn doch endlich
Bäume daraus werden, die Früchte bringen,
antwortete Jacobine, dann haben auch meine
Nach-

Nachkommen auf lange Zeit desto reichlicheren Vortheil. Unsere Nachkommen wollen ja auch leben, und sich an wohlschmeckendem Obste laben. Haben uns doch unsere Vorfahren vieles hinterlassen. „

So wie es mit manchen Dingen in der leblosen Natur beschaffen ist, so gehts auch mit guten Anstalten und Einrichtungen. Sie müssen daher natürlicher Weise immer seltener werden, je mehr die Menschen sich gewöhnen, nur aufs Gegenwärtige begierig zu seyn, und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entsteht alles vorzüglich Gute langsam, und befriedigt nicht sogleich in der ersten Zeit die Ungeduld unserer Erwartungen und Wünsche; dauert aber, wenn es emporkömmt, desto länger, und belohnt dann reichlich den Fleiß und die Hoffnung des Menschenfreundes.

120. Reinlichkeit und Unreinlichkeit mit ihren Folgen.

Ein Pächter hatte eine Frau, die sich durch ihre Reinlichkeitsliebe vor hundert andern ihres Gleichen hervorthat. Besonders zeigte sich dieselbe in ihrer Küche und bey Tische. Kein Küchengesäß durfte bey ihr unrein seyn, oder als ein unreines gebraucht werden. Die Gefelle, Schränke und Fächer zu ihren Tellern, Schüsseln, Töpfen, Kesseln und Geschirren standen an einem hellen Orte, wo sie jedermann gleich in die Augen fielen,

len, und wurden eben dadurch ein beständiges
 Zuchtmittel für die Küchenmagd, sie abzuwaschen
 und zu scheuren, wenn sie sich nicht vor fremden
 Leuten, die ins Haus kamen, beschimpfen wollte.
 Ihre Küche selbst hielt sie nicht nur immer be-
 senrein, sondern ließ sie auch öfters mit Wasser
 abspülen, damit keine faulende Dünste aufstei-
 gen und die Küche verunreinigen konnten. Schüs-
 seln und Teller von Zinn mußten wenigstens alle
 Woche einmal mit ausgelesenem Kannenbraut
 und Lauge gescheuert werden, um sie bey ihrem
 Glanze zu erhalten, und im Winter, wenn es
 kalt war, wischte sie allemal ihre zinnernen Tels-
 ler, Bier- oder Weingläser, wenn sie in der
 warmen Stube anliefen, mit einem saubern
 Tuche ab, damit sie glänzend blieben. Bey der
 Zubereitung der Speisen selbst nahm sie sich sorg-
 fältig in Acht, daß gar nichts fremdes und zur
 Speise nicht gehöriges so wenig in den Topf oder
 Geschirre zum Mitkochen, als in die Schüssel
 und mit dieser auf den Tisch selbst käme. Eben
 darum mußte vorzüglich der Anrichtetisch in der
 Küche immer recht rein seyn, daß sich nichts Un-
 reines an die Schüssel anhängen konnte, und um
 recht vorsichtig zu seyn, wischte sie allemal die
 Schüssel vor dem Hineintragen in die Stube
 noch mit einem Tuche ab, wenn sich ja Asche,
 Kohlen u. dgl. angehängt hätte. So hielt sie
 auch besonders viel auf reine saubere Wäsche.
 Selbst immer reinlich angekleidet, litt sie durch-
 aus

aus keine schmutzige Person bey der Zubereitung des Essens. Jedes von ihren Hausgenossen mußte ein Schnupftuch in der Tasche haben, und wenn jemand Unrath auf die Ärmel, Schürze oder Kleider wischte, so eiferte sie so lange darüber, bis diese Unart ein Ende nahm. Ihre Handtüscher und Tischgedecke mußten beständig mit einer schneeweißen und glänzenden Farbe prangen. Graue, schmutzige und zerlumppte Tischtücher waren ihr darum verhaßt, weil sie eine faule, lizderliche und unachtsame Hausfrau verrathen. Den Vogel, sagte sie, kennt man an den Federn, und die Hausfrau am Tischgedecke; ich will lieber eine geringe, aber reinlich zubereitete Speise essen, als eine kostbare, die unrein ist, und bey'm bloßen Anblick mir schon Ekel macht.

Diese Keulichkeitsliebe brachte ihr vielen Nutzen. Ihr Mann, der durch sie geehrt und reich ward, liebte sie herzlich, ihre Hausgenossen blieben gesund, weil sie immer reinliche Speisen gessen, und bey ihren Diensthboten, von denen manche, die vorher säuflisch war, durch sie zur Keulichkeit gewöhnt wurde, stand sie in der größten Achtung. Ließ sie an Markttagen Butter, Käse, Rahm u. dgl. durch ihre Mägde zu Markte tragen, so wollte jedermann von ihnen kaufen, weil sie weit und breit in dem Rufe stand, daß sie die reinlichste Pächterin in der ganzen Gegend wäre.

Dieses brave Weib starb, und der Pächter mußte eine andere heirathen. Von dieser ver-

langte er nun auch, sie sollte aus dem Milchwesen den größten Theil des Vortheils herausbringen, der bey seiner Pachtung zu haben war. Ob man dieser nun gleich eben nicht vorwerfen konnte, daß sie etwas davon verschwendete, denn auf ihrem eignen Tische war nichts seltener, als Milch, Butter und Käse anzutreffen; so konnte sie doch wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Pächterin alles reißend abgekauft hatten, verlohren sich nach und nach gänzlich. Was war die Ursach davon? Keine andere, als daß diese Frau äußerst unreinlich einherging, auch eben dies an ihren Mägden und Kindern litte, und wer nun in ihre Küche und Milchstube kam, der verlohr vollends allen Appetit zu ihren Waaren. Ihr Mann wurde von Zeit zu Zeit ärmer, hatte täglichen Aerger und Verdruß, und starb endlich vor Ekel, als er einmal ein Büschel Haare in der Schüssel fand, welche die Magd auf dem Feuerherde hatte liegen gelassen, als sie sich in der Küche kämmte.

Unreinlichkeit ist besonders an einem Mädchen eine häßliche Untugend, denn sie hat allemal Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth und Verachtung. Spr. Sal. 31, 25. 27.

Mädchen, willst du einmal freyn,
Mußt nicht dumm, nicht säuisch seyn!
Sollst ja werden eine Frau,
Keine Kuh und keine Sau.

121. Der große Zank aus kleinen Ursachen.

Zwei Tagelöhnerfamilien wohnten zusammen in einer großen Stube, weil der Leute viel, und des Platzes wenig war. Aus Unachtsamkeit hatte die Frau des einen den Schemmel der andern, der dem andern ganz ähnlich war, genommen, um sich dessen beim Spinnen zu bedienen. Bald darauf kam die Eigenthümerin des Schemmels in die Stube, fand dieses Versehen, und nun schalt sie jene Frau sofort eine Diebin und schlechte Person. Jene verantwortete sich endlich, und so hätten sie sich bald gar geschlagen, wenn nicht ihre verständigen Männer dazu gekommen wären, und durch bessere Vorstellungen dem Zanke ein Ende gemacht hätten. Gal. 6, 1. Sir. 19, 17. 18.

122. Die Todtschlägerin.

Ein klein Mädchen, welches vor der Thür spielte, wurde von einem muthwilligen Knaben in seinen Spielen beunruhigt. Die Mutter dieses Kindes, welche den Muthwillen des Knaben gewahr wurde, gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ergriff ein schwer Stück Holz, welches ihr eben zur Hand stand, warf nach dem Knaben, und traf ihn unglücklicher Weise an die Schläfe. Der Knabe lebte noch eine Viertelstunde, dann verschied.

schied er. Die Gerichte ließen sie sogleich ins Gefängniß setzen, und ihr ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Ihr Mann gab sich Mühe ihr das Leben mit Geld zu erkaufen, aber die Obrigkeit blieb unerbittlich dabey, daß, wer einen Menschen vorsätzlich tödtete, ohne daß es ihm von der Obrigkeit sey befohlen worden, andern zum warnenden Exempel wiedersterben müsse, weil sonst keiner seines Lebens sicher wäre.

Hütet euch vor Zorn, und gebt auch andern nicht Gelegenheit dazu, denn aus Zorn kann Todtschlag entstehen, und du sollst nicht allein nicht tödten, sondern auch keinen Todtschlag veranlassen oder Gelegenheit dazu geben. Matth. 5, 21. f. Spr. Sal. 27, 5.

123. Geiz, als die größte Thorheit.

Filzens Schwester, eine alte Jungfer, lebte ganz allein in ihrem eignen Hause. Sie hatte Geld genug, aber sie fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu ihrem eignen Besten gereichte. Was sie mit einigen Groschen in ihrem Hause hätte in Ordnung erhalten können, das ließ sie lieber ganz verderben, um nur kein Geld ausgeben zu dürfen. Unter andern war der Kasten ihres Kamins so schadhafft, daß man immer den Einsturz desselben befürchten mußte. Der Kaminfeger hatte es ihr oft gesagt, sie sollte ihn frisch

frisch in Kalk legen lassen, weil, wenn er einfiele, ein groß Unglück daraus entstehen könnte. Sie versprach jedesmal ihn ausbessern zu lassen, that es aber niemals. Nun erhob sich einmal ein heftiger Sturmwind, und als eben viele Kinder ihrer Nachbarn auf der Straße beisammenstanden, stürzte die ganze Einfassung des Kamins herab, und erschlug auf der Stelle drey Kinder, und noch zween andre waren ganz erbärmlich von den herabgestürzten Backsteinen zugerichtet. Da kamen nun die Eltern der erschlagenen und zerschmetterten Kinder, und schrieen tausendfaches Weh über sie und ihren Geiz. Die Gerichte ließen sie gefangen setzen, weil sie dies Unglück selbst verschuldet hatte; ihr Vermögen wurde theils zur Befriedigung der jammernden Eltern, theils zur Cur der verwundeten Kinder gebraucht, und sie selbst mußte Lebenslang im Zuchthause bey Wasser und Brodt und saurer Arbeit für ihren thörichten Geiz büßen.

Wer das Geld zum Zweck macht, das doch nur zum Mittel bestimmt ist, der ist geizig.
Sir. 4. 36. 14, 6.

124. Die schädliche Erbschaft.

Eine Wittve konnte ihr ganzes Leben hindurch froh und zufrieden leben, denn sie litt keine Noth. Sie hatte ein schuldenfreyes Häuschen, im Winter ein warmes Stübchen und ein Bette — und
vor

vor den Hunger schützte sie ihr Spinnrad. Aber ihre Ruhe und Zufriedenheit verschwand nur gar zu bald. Sie hatte einen Bruder, der starb und hinterließ ihr ein sehr großes Vermögen, welches er sich durch unermüdeten Fleiß und durch Sparsamkeit erworben hatte. Diese Erbschaft machte, daß sie nicht mehr wußte, was sie that. Ihr kleines friedliches Häuschen gefiel ihr nicht mehr, das Hausgeräthe war ihr zu schlecht, und das Spinnrad länger in der Stube zu haben, hielt sie für schimpflich. Alles wurde verkauft, und bessere Sachen kamen an die Stelle der vorigen. Die Leute, mit denen sie sich sonst stundenlang unterhalten hatte, würdigte sie jetzt kaum des Ansehns. Schmeichler, die sie als die glücklichste und reichste Frau in der ganzen Stadt priesen, hielt sie nun für ihre Freunde, und ließ keinen derselben ohne reichliche Geschenke von sich gehen. Ihre Mägde hatten bey ihr gute Tage, und kauften alles theurer als andere. — In allen Gesellschaften war sie die erste und glänzendste. Ja sie ließ sich sogar mit in Spiele ein, und machte sich eine Ehre daraus, viel verspielt zu haben. Ein junger Mensch, der sich durch die Spielsucht in die größte Dürftigkeit versetzt hatte, suchte sich an ihren Schätzen wieder zu erholen. Er bat um ihre Hand, und weil er vornehm war, weigerte sie sich auch nicht, sie ihm zu geben, in der Hoffnung, nun noch mehr als vorher glänzen zu können. Das war

war aber der geradeste Weg, wieder arm zu werden, wie es auch geschah.

In wenig Jahren hörte man schon sagen, es sey aus mit ihnen, sie könnten nicht mehr bezahlen. Der Mann verfiel in eine schwere Krankheit, die er sich durch sein starkes Weintrinken und durch andre große Ausschweifungen in seiner Jugend zugezogen hatte, und starb. Nun kamen von allen Seiten Schuldleute und verlangten ihre vorgestreckten Gelder. Das Haus, und alles was noch da war, wurde von den Gerichten verkauft, und blieb nicht so viel übrig, daß die Frau ihre Kleider behielt. Nun ging sie wieder zu den Leuten, die ihr friedliches Häuschen gekauft hatten, und bat, sie möchten ihr doch um Gottes willen ein Plätzchen darinne geben. Da spann sie nun wieder, nur nicht mit dem frohen und zufriedenen Herzen, wie ehemals.

So giebt Zuwachs an Gütern nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit. Sirach 11, 10.
18, 32. 33.

125. Der gute, aber nicht geglaubte Rath.

In einem Dorfe wohnten acht Bauernfamilien und der Prediger. Dieser war ein verständiger, guter Mann, der viel Wahrheiten wußte und noch täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter eine ansteckende hitzige Krankheit in das Dorf,

Dorf, und in vielen Häusern waren Kranke. Da sagte der Prediger: Lieben Leute, folgt meinem treuen Rath! haltet die Kranken nicht so heiß mit Einheizen und Zudecken mit Deckbetten, sie haben so Hitze genug; braucht keine hitzige Arzneien, sie sind schädlich. Schickt in Zeiten zum Arzte in die Stadt, denn wenn ihr wartet, bis euch der Athem ausgehen will, dann kann der Arzt nicht mehr helfen, und wenn ihr ihn braucht, so erwartet nicht, daß euer Patient schon aufs erste Pulver oder auf den ersten Löffel voll Tropfen gleich wieder solle gesund werden, denn der Arzt muß zuweilen einen Patienten erst recht krank machen, um ihm wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Laßt auch alle Tage frische Luft durch die Fenster in die Stuben, und trinkt, Gesunde und Kranke, viel Wasser mit etwas Weinessig, so werden viele Kranke besser werden, und viele Gesunde werden vor der Krankheit bewahrt bleiben. „

Drei Hauswirthe glaubten dem Prediger, daß er die Wahrheit lehrte, denn sie kannten ihn, daß er ein rechtschaffener und verständiger Mann sey. Sie machten es so, wie er sagte, und fragten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht überhand. Die andern fünf waren zweifelsüchtig. Sie sprachen: „Das wollen wir wol bleiben lassen! Warum ist denn ein geheizt, wenn man die Fenster aufmachen soll? Das

Das Holz ist theuer. Hitze muß Hitze vertreiben. Unser Schäfer soll den Doctor noch wol was lehren können. Brandwein und Pfeffer, spricht er, wem das nicht hilft, dem kann nicht geholfen werden. Stark Bier muß der Kranke trinken, damit er Kräfte kriegt. Er ist ja schon so matt, und soll noch Wasser mit Essig trinken? Wasser lassen wir uns ja nicht gern in die Schuhe lausen, und sollens gar unsern Kranken zu trinken geben! „Was geschah? Die fünf zweifelsüchtigen oder ungläubigen Hauswirthe starben in kurzem mit vielen Kindern und dem Gesinde dahin. Und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt wegen dieser Geschichte.

So wie dieser gute Prediger that, hat Gott manchmal und auf mancherley Weise die Menschen belehrt, was gut und schädlich ist, aber die wenigsten haben ihm geglaubt. Ebr. 1, 1.

126. Das Pfand.

Barbe war eine unverschämte Betrügerin. Sie hatte viel Geld, womit sie zum Schaden ihrer Nebenmenschen wucherte. Wenn die Leute nöthig Geld brauchten, so gingen sie zu ihr, und verpfandeten ihre Kostbarkeiten, Kleider und andre Sachen bey ihr. Alles aber, was sie aufnehmen sollte, mußte nicht nur mit doppelter Interesse verzinsset, sondern auch dreyimal mehr werth seyn,

Mädchen Spiegel.

W.

als

als die Summe, die man von ihr verlangte. Dabey ging sie auch nicht redlich und gewissenhaft mit den anvertrauten Pfändern um, sondern brauchte sie als ihr Eigenthum. Sie und ihre Töchter zogen z. B. die versehten Kleider so lange an, bis die Zeit zum Einlösen kam, und diejenigen, die sich nicht recht bey der Verabredung vorgeesehen hatten, kamen gar darum. Sie rechnete nemlich genau von dem Tage an, da man etwas bey ihr verseht hatte, bis zu dem Tage, da die Zeit des Versehten um war, und wenn einige Tage drüber hin waren, so hieß es: „ihr habt nicht eingehalten, es ist nach den Rechten verfallen.“ Dies Handwerk trieb sie eine lange Zeit mit dem größten Gewinn. Endlich aber kamen ihre arglistigen Betrügereyen an den Tag, und sie wurde von der Obrigkeit nachdrücklich bestraft, darum, daß sie nicht nur viele ihrer Nebenmenschen unglücklich gemacht, sondern auch, daß sie sich auf die Rechte und Geseze des Vaterlandes berufen, und doch dawider gesündigt hatte.

127. Die Gänsezucht.

Sophie, eine Pächtersfrau, hatte alle Jahr die besten Gänse im ganzen Dorfe. Jedermann wunderte sich darüber. Aber sie wußte auch gut mit den Gänsen umzugehen. Sie nahm immer nur die größten und dauerhaftesten aus der ersten Brut

Brut zur Zucht, und schaffte diejenigen ab, die
 viele Eier legten, weil sie wußte, daß diese
 gemeiniglich schwächliche Jungen ausbrüteten.
 Sie ließ sie nicht mit auf die Grasweide gehn,
 weil sie da oft, besonders wenn sie noch jung
 sind, giftige Kräuter fressen. Lieber gab sie ihnen,
 so lange sie noch klein waren, Brodt mit klein-
 gehackten Brennnesseln, und bisweilen etwas
 Salz darunter. Wurden sie größer, so bekamen
 sie Flachsnotendunst mit etwas Gerste vermischt,
 und gegen die Erndte stand die Kartoffelkrippe
 immer auf dem Hofe für allerley Federvieh.
 Die jungen Gänse trug sie, wenn sie frühzeitig
 waren ausgebrütet worden, nicht in die Stube,
 sondern sorgte nur für einen warmen Stall. Un-
 geziefer hatten ihre Gänse auch nicht an sich, sie
 ließ den Stall fleißig reinigen, und streute ihn
 monatlich mit Farrenkraut aus, welches kein
 Ungeziefer aufkommen läßt, beschmierte ihnen
 auch zuweilen die Ohren mit Baumöhl. Statt
 daß andre ihre Gänse mit Schubnudeln mästeten,
 und darüber manche gute Gans hinrichteten,
 stopfte sie ihre Gänse mit Erbsen, die sie sechs
 Stunden vorher in Wasser eingeweicht hatte,
 und machte damit ihre Gänse geschwinder fett
 als andere. Ihre Mühe wurde ihr auch
 reichlich belohnt. Sie konnte immer gemästete,
 eingepökelte und geräucherte Gänse auf den Tisch
 bringen, und aus den Federn stattliche Betten
 für sich und ihre Hausgenossen machen. Weil

sie gutdenkend war, so theilte sie gern andern ihre Art Gänse zu ziehen mit, und mer ihr folgte, zog eben den Nutzen von seinen Gänsen, den sie hatte.

128. Das Brennholz.

Barbe ging sehr verschwenderisch mit dem Holze um. Sie verbrannte nicht bloß beim Kaffeemaschen und Kochen eine große Portion, sondern machte auch außerdem noch um jeder Kleinigkeit willen ein großes Feuer an, z. B. wenn sie für die Kinder etwas waschen oder ein Stückchen Band streichen wollte, u. dgl. Aber sie mußte auch jährlich viel Geld für Holz ausgeben, wovon sie bey einer ordentlichen Wirthschaft mit dem Holze die Hälfte auf andre nöthige Bedürfnisse hätte verwenden können. Ganz anders machte es Marie. Sie dachte: zu einer guten Hausfrau gehört auch das mit, daß sie hauswätherisch mit dem Holze umgehe. Deswegen ließ sie nicht nur kein Spänchen im Hause umkommen, sondern richtete es auch immer so ein, daß sie nicht zu viel Holz zu verbrennen brauchte. Sollte Kinderwäsche gewaschen werden, so geschah es an solchen Tagen, an welchen sie kochte, da stand denn allezeit das Waschwasser neben dem Feuer, wo es schon ziemlich warm wurde, und nicht so lange alsdann auf dem Feuer zu stehen brauchte, um heiß zu werden, oder, wenn es
im

im Winter war, so schob sie einen Topf mit Wasser in den Ofen, wo er vom Ofenfeuer heiß wurde. Wollte sie Wäsche glätten, so legte sie den Stahl entweder auch in den Ofen, oder beyhm Kochen ins Feuer, und benutzte die Gelegenheit aufs sorgfältigste. Wollte sie Hülsenfrüchte kochen, so schickte sie den Topf zum Bäcker, und gab lieber einige Pfennige, als daß sie für einige Groschen Holz verbrannt hätte. Sie war auch immer auf gute gedämpfte Kohlen bedacht, durch deren Gebrauch, besonders beyhm Kaffeemachen, sie ebenfalls viel Holz ersparte. Im gleichen sammlete sie alles, was im Herbst aus dem Garten geschafft wurde, und verschaffte sich nach und nach einen Vorrath von brennbaren Materialien, wobey sie Holz ersparen konnte. Sie machte z. B. Kohlstöcke dürr, hob die Moth- und Sonnrosenstengel auf, und trug das Stroh, wenn die mancherley Samereyen waren abgenommen worden, sorgfältig zusammen, um sie gelegentlich zu brauchen. Auf diese Weise ersparte sie nicht bloß jährlich viel Geld, sondern erhielt auch manches Scheitehen, bey dem sie des Abends, nach vollbrachtem Tagewerke, eine Suppe kochen und ihren Körper auswärmen konnte.

Die Menschen müssen entweder sparsamer mit dem Holze umgehn, oder jährlich neues anpflanzen, denn es wächst lange nicht so viel jährlich zu, als verbraucht wird; es wird also immer

theurer, und viele Länder haben schon einen großen Mangel an demselben, so daß sie anstatt des Brennholzes andere brennbare Sachen ansuchen müssen, wie das z. B. in vielen Gegenden der Chursächsischen Lande geschieht, woselbst statt des theuren Holzes mit großem Nutzen und beträchtlicher Ersparniß Torf und Erdkohlen gebrannt werden.

129. Daß durch Unordnung verarmte Ehepaar.

Ein gewisses Ehepaar, das beym Anfange seines Ehestandes ziemlich wohlhabend gewesen war, verarmte, und keiner wußte, wie das zuging. Da war ein verständiger Mann in dem Orte, der sagte: „Kinder, das will ich euch wol sagen. Die Leute halten nicht auf Ordnung in ihrem Haushalte. Den Mann hat der Lohn an die Handwerker zu Grunde gerichtet. Er kaufte sich alles Hausgeräthe neu, das war theuer. Und doch läßt er alles Hölzerverk im Schnee und Regen auf der Erde stehn und liegen, davon wird es nun schadhafft, und verstocket. Sein Lederzeug und Leinen liegt auf dem Fußboden im Stalle; das fressen die Ratten. Die Joche und Stränge läßt er im Felde an den Pflügen, die verfaulen in kurzer Zeit. Sein eisern Geräth frisst der Rost, denn er sieht nicht wieder darnach, wenn er es aus der Hand legt. Nun muß er sich immer neues

neues schaffen, und so ist er verarmt. Seine Frau kauft den Kindern Tuch zu Hemden, und läßt sie von andern machen, ob sie gleich selbst spinnen und nähen kann, und auch Zeit genug dazu hat. Die Kinder zerreißen ihre Wäsche und Kleider, bis sie nicht mehr können gestickt werden. Ihre Dienstboten betrügen sie bey jeder Gelegenheit, und gehen liederlich mit allen Sachen um, und gleichwol billiget sie alles, was sie thun. Müssen da die Leute nicht verarmen? Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige besser in Acht. Spr. 10, 4.

130. Die Wartfrau.

Marthe suchte sich als Wartfrau bey den Wöchnerinnen zu nähren. Es brauchten sie aber nur sehr wenige, und daran war sie ganz alleine schuld. Denn erstlich wußte sie nicht ordentlich mit Müttern und Kindern umzugehen, und schädete ihnen durch ihren Aberglauben mehr als sie ihnen nützte, und sodann hatte sie auch noch viele andere große Untugenden an sich, um deren willen sie fast keine Wöchnerin bey sich leiden konnte. So redete sie z. B. von allen Leuten, bey denen sie gewesen war, schlecht, oder rühmte, was sie hier und da alles bekommen hätte, nicht aus Dankbarkeit — sondern in der Absicht, daß ihr die Leute, bey denen sie eben war, auch das, und wol noch etwas besseres geben sollten. Den

M 4

Mäg-

Mägden im Hause schmeichelte sie, um sie auf ihre Seite zu bringen, und zum stehlen zu verleiten. Mit dem Essen, das ihr gereicht wurde, war sie nicht zufrieden, ja ihre Gefräßigkeit machte sie gar so unverschämt, diese und jene Speisen, die sie gern aß, zu fordern. Ihren Leuten, welche täglich einigemal, unter dem Vorwande, als hätten sie etwas mit ihr zu reden, ins Haus kamen, steckte sie alles heimlich zu, was sie nur kriegen konnte. Mit diesem häßlichen Verhalten aber machte sie auch, daß sie die Weiber, die sie gebraucht hatten, nicht nur niemals wieder nahmen, sondern auch andere, die sie brauchen wollten, vor ihr warnten. Weil sie nun weiter nichts zu thun Lust hatte, so mußte sie endlich auf eine kümmerliche Weise ihr Leben führen.

Wie man sich better, so schläft man.

131. Die Aufseherin.

In einem gewissen Dorfe war eine Frau, die ging aus einem Hause ins andre, und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man sich versah, verführten sich dann die besten Freunde. Verwandte, Schwiegereltern, Brüder und Schwestern geriethen in die bitterste Feindschaft.

Zankten sich nun erst ein paar Familien, so war sie ihres Gewerbes und Verdienstes gewiß. Denn da wußte sie durch listige Reden die Neugier
so

so rege zu machen, daß ihr die einfältigen Leute gaben, was sie forderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen gesprochen hätte.

Die Bosheit dieser Person blieb lange verschwiegen, denn sie verbot jedweden, es ja nicht zu sagen, von wem er seine Nachricht hätte. Endlich kam ein verständiger Prediger in dies Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er predigte daher oft über diese Sache, und weil er alles so genau beschrieb, wie es solche Leute machten, die beyhm Aufhegen und Plaudern ihren Vortheil suchten, so ward aus der Gemeinde jemand überzeugt, ging hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhegerin gefangengesetzt, und mußte drey Tage lang an jeder Thür, wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche Strafe leiden.

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Hütet euch vor Ohrenbläsern und Verleumdern. Eph. 4, 26.

Glaube dem nicht, der das Licht scheuet. Psalm 15, 3. Sir. 5, 16. 17. 28, 16.

132. Die Communicanten.

Ein paar Eheleute wollten zum Tisch des Herrn gehn, oder das Abendmahl feyern. Da sagte die Frau zu ihrem Manne: „Ach lieber Mann, wie wollen uns heute an den guten Heiland erlö-

M 5

nern,

nern, der so große Gehuld hatte mit den Fehlern der Menschen, der so gern denen vergab, die ihn beleidigten; ich bitte dich, vergieb mir doch auch alles, womit ich dich zeither etwa beleidigt habe, und laß uns diesem guten Erlöser immer ähnlicher werden! „Er antwortete: „Vergieb auch mir; denn ich vergebe dir von Herzen, und bitte dich, mich zu erinnern, wer sonst noch etwa über uns unzufrieden seyn möchte, daß wir hingehen, und uns versöhnen. Denn Gott vergiebt nur denen die Sünde, die ein liebevolles und versöhnliches Herz gegen ihren Nächsten haben.

Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir denen vergeben (wollen —) die uns beleidigt haben. Matth. 5, 23. 24.

133. Die Selbstbeherrschung, oder der Ball.

In einer gewissen Residenzstadt feyerten verschiedene angesehene Familien den Geburtstag ihres geliebten Landesvaters durch ein fröhliches Mittagsmahl, und der festliche Tag sollte mit einem Ball beschloffen werden. Bey dieser Gelegenheit zeichnete sich eine Hausmutter durch ihre Standhaftigkeit in Besiegung der reizendsten Freuden auf eine bewundernswürdige Art aus. Weil man sie vor andern gern im fröhlichen Zirkel behalten hätte, so wurde auch alles versucht, um sie mit ihrem Gatten und ihrer Tochter, oder wenigstens die

die letztere, bey der Gesellschaft zu behalten. Vergewens entschuldigte sie sich mit der Beschaffenheit ihres Hauswesens, mit ihren kleinen Kindern, die sie, weil sie eine wahre Mutter war, nicht länger ohne Aufsicht zu lassen wünschte. Man wollte nichts hören; man sprach von Einschränkungen einer Tochter an solchen feyerlichen Tagen. Sogar zu kleinen Sticheleyen und lauten Vorwürfen nahmen einige ihre Zuflucht. Die würdige Mutter aber, die doppelt kämpfen mußte, da ihrer zärtlich geliebten Tochter, die neben ihr stand, der Wunsch für den Ball aus den Augen leuchtete — siegte doch endlich, fuhr mit Mann und Tochter davon, und genoß nun im Schooße ihrer geliebten Familie zu Hause noch eine Glückseligkeit mehr, die sie ohne ihre Standhaftigkeit nicht geschmeckt, ja vielleicht, wenn sie nachgegeben hätte, mit bitterer Reue vertauscht haben würde. Denn nun sahe sie alle die gefährlichen Eindrücke voraus, die der erste Ball in dem jugendlichen Herzen ihrer Tochter bey ihrem Hange zum Tanzen zurücklassen konnte. Diese, da sie die edle Absicht ihrer Mutter erkannte, dankte ihr im Herzen dafür, daß sie sie frühzeitig kämpfen und siegen lehrte.

Wer im Genuß der gesellschaftlichen Freuden Herr über sich, und den Vorschriften der Weisheit getreu zu bleiben versteht, ist stärker und größer, als der Städte und Länder besiegt.

134. Die Menschenfreundin.

Eine fromme Frau, die lange Zeit als Magd bey einer guten Herrschaft gedient, und sich so viel erworben hatte, daß sie in ihren alten Tagen sorgenfrey leben konnte, bewies sonderlich dadurch ihre Rechtschaffenheit, daß sie sich der armen jungen Mädchen annahm, die entweder schon dienten, oder in der Folge sich bey Herrschaften vermiethen wollten. Sie mußte wol, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher lieberliche Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andre verführt hat. Darum war sie bemüht, zuerst das Zutrauen der jungen Mädchen dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen allerley Gefälligkeiten erwies. So zeigte sie ihnen z. B. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften, verhalf ihnen zu guten Herren, bey denen sie nicht nur guten Lohn und Essen, sondern auch Gelegenheit bekamen, gute Kenntnisse und Sitten sich zu verschaffen. Die Mädchen liebten sie, und gingen deshalb des Sonntags mit Bewilligung ihrer Herrschaften zu ihr zum Besuch. Sie nahmen nun auch gelegentlich gute Lehren willig von ihr an, und glaubten ihr, wenn sie ihnen das Unglück des lieberlichen, treulosen und nachlässigen Lebens schilderte, oder ihnen zeigte, daß es nicht immer ein großes Glück für einen Diensthofen sey, wie viele sich fälschlich einbilden, in reichen Häusern oder bey vornehmen Herrschaften zu

zu dienen, und es mit lebendigen Beyspielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung, Treue und Arbeitsamkeit als das einzige Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens und ihres Standes insbesondere zu ertragen und zu versüßen.

Als einſtmal eine Magd von denen tödtlich krank lag, deren sie sich so freundschaftlich angenommen hatte; so ließ sie diese gute Frau rufen, dankte ihr mit rührenden Worten, und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß sie nächst Gott durch ihre Freundschaft und gute Lehren vor Lastern sey bewahrt geblieben.

Wenn du das wahre Beste deiner Nebenmenschen aus allen Kräften zu befördern bemüht bist; so bist du auch des Namens eines Menschenfreundes würdig.

135. Die Kunst, ohne Neue fröhlich zu seyn.

Elisabeth konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandern, hatte auch gesunde, muntre und wohlgebildete Kinder, und doch kam ihr auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn sie froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen daseyn. Sie mußte entweder Besuch geben oder Besuch nehmen, und dabey in der ganzen Gesellschaft den besten Baden anhaben. Oder es mußte die Rede auf

auf

auf eine Person kommen, die eines Gehtritts wegen verspottet wurde, woben sie allezeit am gesprächigsten war. Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Elisabeth zu lachen.

Einst ging sie über ein kleines Feld nach einem benachbarten Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand sie ihre arme Base vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Sie sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,

„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!

„Gehet unserm Gott die Ehre.“

Und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie könnt ihr euch über einen Baum so freuen!“, sagte Elisabeth mürrisch zu Lehnen, ihrer Base, die sie mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Oy liebe Freundin, antwortete Lehne, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wolte ich Arme welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum hab ich Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. — Denn ich kann ohne Kosten und ohne Reue fröhlich seyn. Aber es ist eine ordentliche Kunst.“ Nun was ist das für eine? fragte Elisabeth. „Das ist sie, wenn ihr mich hören wollt, antwortete Lehne. Ich sehe alles recht an, was da ist, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues

Neues und Schönes. Dann denk ich nach, was
um und wozu dieses und jenes wol daseyn, oder
wozu es wol nützen mag? Und wenn ich dabei
der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die
Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen
eigenen Worten beten, weil ich von der Allmacht,
Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durch-
drungen bin. Und so geh ich mit Vorsätzen, dem
Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine
Arbeit. „Lebt wohl, sprach Elisabeth, und ging
fort. 2 Cor. 13, 11. 1 Thess. 5, 16. 18.

136. Nur Tugend führet zum Himmel?

Sammlet Schätze, häufet Gold,
Traget Kronen, wie ihr wollt;
Gold besiegt nicht jede Noth,
Kronen schützen nicht vorm Tod.

Was nicht über dieses Ziel
Mit hinausgeht, hilft nicht viel;
Seht, wir leben kurze Zeit,
Dann noch mal in Ewigkeit.

In die Ewigkeit hinein
Geht nicht Pracht noch eitler Schein;
Unser Geist und sein Verstand
Findet dort sein Vaterland.

Alles

Alles andre bleibt dahier, **Selbst den Leib verlassen wir,**
 Bis Gott unser einst gedenkt, **angun legt es unser**
 Und ihn uns verklärter schenkt. **das**

Also: **Sorge für den Geist**
 Ist uns nöthig allermeist. **Was ist nun des Geistes Heil?**
 Was ist nun des Geistes Heil? **Eugend ist sein bestes Theil.**

Was ist Eugend? **Unsre Pflicht,**
 Frey vor Gottes Angesicht
 Thun zu können, was man thut,
 Immer edel, immer gut.

Lieb zu haben jedermann, **Wohl zu thun, so oft man kann;**
 Den zu trösten, welcher weint, **War' es selber unser Feind.**

Den zu lieben, der uns liebt, **Dem zu geben, der uns giebt,**
 Wenn wirs können, oder Dank **Thuns zu wissen Lebenslang.**

Dies sind Lehren aus dem Buch,
 Kinder, das ich nie genug
 Euch und mir und jedermann
 Preisen und empfehlen kann.

137. Die Gewissenlosigkeit.

Ein reiches Mädchen wurde von einem Wittwer, der zwey Kinder hatte, um die Ehe angesprochen. Der Vater dieses Mädchens war es auch zufrieden, nur mit der Bedingung, wenn der Wittwer hundert Thaler baar Geld hätte. Er für sich hatte nun nicht so viel; weil aber dem Mädchen viel an seiner Person gelegen war, so gab sie ihm den Rath, seine Kinder um einen Theil ihres Mutterguts zu betrügen. Das that er, und vergrub mit Hülfe seiner Braut des Abends vorher, als er bey den Gerichten Richtigkeit mit seinen Kindern machen, und den Nachlaß seiner verstorbenen Frau beschwören sollte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern. Denn, sagte die Braut, in ihrer thörichtesten Einfalt, welches er auch glaubte, nun könnte er sicher schwören, daß er nichts mehr hätte, als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hause hätte. Aber als er geschworen hatte, und nun sein Geld wieder holen und Verlöbniß halten wollte, da war das Geld weg, denn ein in den Hecken liegender Bettler hatte zugesehen, und wardes Nachts mit dem Gelde davongegangen. Er lief eiligt zu seiner Braut, und glaubte, sie hätte es im Scherz weggenommen; als sie es aber leugnete, ward er unwillig, und sie geriethen in den heftigsten Streit, der sich mit großer Verbitterung endigte. Sie wollte ihn

Mädchen Spiegel. D nun

nun nicht heirathen, sondern verklagte ihn, weil er sie geschlagen hatte. Bey der Untersuchung kam nun auch seine Betrügerey an seinen Kindern an den Tag, und er wurde wie ein meineidiger Betrüger, sie aber als die Urheberin und Theilnehmerin an dem Betrüge eben so nachdrücklich bestraft.

Geiz führt zu Lastern.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruss erndten. Sir. 19, 19. Cap. 21, 2. 3. 20, 25.

Wenn der Rath, den dir andre geben, nicht mit deinem Gewissen und Gottes Vorschriften übereinstimmt, so verabscheue ihn, weil er alsdann böse ist, und dich unglücklich macht.

138. Vom Nutzen des richtigen Denkens im Haushalte.

Wilhelmine hatte einen verständigen Lehrer in der Schule gehabt. Anstatt die Kinder bloß zum Auswendiglernen von Wörtern zu zwingen, die die Kinder nicht verstehen, weil sie ihnen nicht gehörig erklärt werden, oder nicht erklärt werden können, weil sie Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch sind; hatte dieser Lehrer mit Wilhelminen und den übrigen Schulkindern über alles deutlich gesprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verstehen und Ueberlegen alles dessen, was zu ihrem künftigen Beruf

Beruf gehörte, gewöhnet. Von diesem verständigen Unterricht hatte besonders Wilhelmine großen Nutzen. Denn als sie nach ihrer Schwiegermutter Tode den Haushalt alleine führen mußte, und freye Hand bekam, da zeigte sich an dem, was sie that. Zwar hatte sie, so lange die Schwiegermutter lebte, die Mängel der Wirthschaft auch wol eingesehn, und wußte die Ursachen, warum sie nicht mehr vor sich brachten, ganz genau. Auch wagte sie's zuweilen, wenn die Schwiegermutter über Verlust oder Mangel klagte, auf eine bescheidene Art es ihr vorzustellen. Aber die Schwiegermutter ließ sich von der alten Haushaltungsart nicht abbringen; und weil überdem noch Wilhelmine als ein armes Mädchen ins Haus gekommen war, und deshalb bey Zurechtweisungen befürchten mußte, daß ihr ihre Armuth, die freylich nicht schändet, möchte vorgeworfen werden, so schwieg sie, und ließ ihre Schwiegermutter, die weder lesen, schreiben, noch rechnen konnte, und nur aufs Gegengewärtige sah, thun, was sie wollte. Nun aber war Wilhelmine frey, und säumte nicht zur Verbesserung ihres Haushaltes die nöthigen ihr wohlbekannten Mittel anzuwenden. Erstlich sah sie darauf, daß nichts unnöthiger Weise im Hause draufging, und suchte sich alles, was nöthig war, zu rechter Zeit und mit wenigern Kosten zu verschaffen. Sie war auch immer auf Vorrath von solchen Speisen bedacht, die nur sehr wenig

Vorbereitung nöthig hatten, als Speck, Schinken, Würste u. dgl. Diese brauchte sie an den Tagen, wo ihr andere wichtige Geschäfte nicht viel Zeit zum Kochen übrig ließen, oder wo sie ihre Leute nicht zur Hand hatte. Wenn Regenwetter einfiel, und ihre Hausgenossen nichts im Felde vornehmen konnten, so gab sie ihnen Hülsenfrüchte zum Verlesen, um immer einen Vorrath zu haben, und ging auf die Art zugleich auch haushälterisch mit der Zeit um. Sie besorgte sich auch um gute, arbeitsame Dienstrboten, auf die sie sich verlassen konnte. Statt des vielen Viehes, das ihre Schwiegermutter bloß nothdürftig hatte füttern können, hielt sie sich nur zwei Kühe, die sie in einem reinlichen Stalle stehen und fleißig striegeln ließ. Denn, sagte sie, öfters striegeln ist halbes Futter. Und damit es ihr nicht an Futter fehle, so beredete sie ihren Mann, noch einige Wiesen zu pachten, wohl wissend, daß ihr diese Ausgabe reichlich würde eingebracht werden. Auch erzog sie ihre Kinder gut, kleidete sie reinlich, aber putzte sie nicht, und gewöhnte sie früh, mit einem bloßen Stück Brodt außer der Mahlzeit vorlieb zu nehmen.

Als sie nun drei Jahr lang so gewirthschafetet hatte, so vermehrte sich ihr Vorrath dergestalt, daß sie jährlich ein kleines Capital zurücklegen konnten. Wenn sie denn nun so miteinander darüber sprachen, wie sie Gott in so wenigen Jahren so sehr gesegnet hätte; so sagte

alles

allemal Wilhelmine: „Das hab ich nächst Gott meinem ehemaligen Schullehrer zu verdanken, der uns in unsrer zarten Jugend zum Nachdenken und Prüfen gewöhnte. Gott vergelte ihm seinen redlichen Eifer, verständige und gute Menschen zu bilden! „

Je richtiger der Mensch von Jugend auf zum Denken gewöhnt wird, desto besser wird er handeln lernen, und desto glücklicher wird er leben.

139. Die verschiedenen Köchinnen.

Tripsias Frau beging beyhm Kochen viele grobe Fehler, für die sie öfters derb büßen mußte. Ob es ihr z. B. gleich nicht an Zuthaten fehlte, um heute diese und morgen eine andere Suppe oder Speise auf den Tisch zu bringen, so machte sie doch theils aus Unwissenheit und Faulheit, theils auch vorsätzlich, ihren Leuten immer einerley Speisen. Sie war im Stande, die Speise, die sie des Montags frisch gekocht hatte, des Freytags zum viertenmale aufzutragen. Das hatte aber auch die Folge, daß nicht nur vieles umkam, was gern wäre gegessen worden, wenn sie auf Abwechselung in den täglichen Speisen gesehen hätte, sondern die Leute, die bey ihr dienten, oder arbeiteten, hatten es auch bald bey ihr satt, und brachten sie in einen üblen Ruf, so daß sie endlich nur aufnehmen mußte, was

andere Herrschaften nicht haben wollten. Ja eine Magd war einmal gar so leichtfertig, daß sie ihr, weil sie immer bey ihr hatte Mehlsuppe essen müssen, den Spottnamen, die Mehlsuppe, gab. Ferner hielt sie auch nicht auf gesetzte Tageszeiten bey dem Essen. Bald gab sie ihren Arbeitern das Morgenbrodt sehr früh, bald wieder wenn es schon auf den Mittag losging. Bald wurde bey ihr das Mittagsbrodt um 12 Uhr, bald um 2 Uhr aufgetragen. Auch daraus entstand großer Schade und Unordnung in der ganzen Wirthschaft. Hatten die Arbeiter über die gehörrige Zeit warten müssen, so verging ihnen nicht bloß die Lust zur Arbeit, sondern sie fielen auch alsdann heißhungrig über die Mahlzeit her, verdarben sich durch allzugieriges Essen den Magen, und es ging auch immer mehr darauf, als bey Leuten zu geschehen pflegt, die zu rechter Zeit ihren Hunger stillen können. Das Schlimmste bey der ganzen Sache war aber noch dieses, daß die Tagesarbeiten selbst dadurch in Unordnung geriethen. Denn, kamen die Arbeitsleute nach Hause, und fanden keinen gedeckten Tisch, so vereinzeltten sie sich, thaten unter der Zeit nichts, aßen später, und fingen also auch ihre Arbeit wieder später an. So wurde also öfters um der unordentlichen Hausmutter willen das Tagewerk nicht vollbracht, und Fleiß und Zeit ging für die Wirthschaft verloren. Endlich machte sie auch keinen Unterschied unter gesunden und kranken

lichen

lichen Menschen. Hatte sie eben Erbsen oder Klöße gekocht, so mußte die Magd, die das kalte Fieber hatte, so gut mit essen, wie die ganz gesunden, wodurch denn das Fieber noch langwieriger wurde; und oft gar in ein bössartiges ausartete. Wenn gleich im Herbst oder im Frühjahr der Husten stark herrschte, so gab sie ihren Leuten gleichwol scharfe mit herben Säuren angerichtete Speisen zu essen, wovon sich der Husten nicht verminderte, sondern verschlimmerte. So schädete sie also sich und ihren Hausgenossen auf mancherley Weise durch die vernachlässigte Abwechslung in den Speisen.

Wilhelmine war eine bessere Köchin und Wirthschafterin. Sie wußte, daß sie sich an ihrer eigenen Ehre schadete, wenn sie immer unverändertes Essen auf den Tisch brachte. Deshalb kochte sie heute Kohl, morgen Rüben, dann machte sie wieder eine Suppe, und wechselte sorgfältig mit den Speisen ab. Hatte sie heute schwere und blähende Speisen gehabt, so trug sie morgen wieder leicht zu verdauende auf. So nahm sie auch bey der Mittagsmahlzeit schon Rücksicht auf die Abendmahlzeit, und suchte solche in eine schickliche, der Gesundheit zuträgliche Verbindung zu bringen; z. B. auf eine blähende Mittagskost folgte des Abends eine Kümmelesuppe, auf saure Speisen des Abends eine Milchsuppe. Bey dieser Abwechslung blieben ihre Leute gesund,

sund, und verrichteten ihre Geschäfte mit Lust und Freude.

Im Sommer gab sie ihren Arbeitsleuten das Morgenbrodt alle Tage um 6, und den Winter allemal um 7 Uhr. Mit dem Mittagsbrodt richtete sie sich dann nach dem Abstand der Tageszeit von dem frühern oder spätern Morgenbrodte, und ihr Mann, oder einer von den Arbeitern, mußte ihr allemal, besonders in der Erndte, des Morgens schon die Zeit bestimmen, wenn sie wieder würden nach Hause kommen. Da war denn mehrentheils die Speise schon überschlagen, wodurch die Mahlzeit verkürzt wurde, da sonst, wenn die Speisen noch brühend heiß sind, die Mahlzeit verlängert wird.

Wilhelmine verstand auch die Kunst, zu machen, daß Speisen, die die Arbeitsleute nicht eben gern aßen, doch mit Appetit verzehret wurden. Sie hatte fürs erste Speiseschüsseln von verschiedener Größe, welche sie nicht immer auf einerley Art füllte. Sollte nun eine Speise aufgetragen werden, die ungern gegessen wurde, so nahm sie allemal eine kleinere, bey deren Anblick der Gedanke bey ihren Leuten entstand: mit der Schüssel wollen wir bald fertig werden. Ferner benutzte sie auch solche Tage, wo es ihren Arbeitern oder dem Gesinde sauer geworden, und sie recht viel Hunger mit nach Hause brachten, oder an welchen sie der Sturm, Schnee oder Regen auf dem Felde oder sonst im Freyen recht durchgeholt hatte;

hatte; denn da wußte sie, daß sie sich glücklich priesen; in einer trocknen und warmen Stube sitzen zu können, in der nun die allerschlechteste Kost ihnen besser dünkte, als wenn sie draußen Braten und Kuchen zu essen gehabt hätten. Vermöge dieses Kunstgriffs lernten ihre Leute nicht nur jede Kost essen, sondern sie konnte auch mehr Mahlzeiten machen, und hatte allemal ihre größte Freude darüber, wenn so eine Speise so gut abging, daß sie mehr nachholen mußte, welches fast allemal der Fall war.

Endlich nahm sie auch bey ihren Speisen auf fränkliche Diensthoten Rücksicht, und bewies damit, daß sie ein gutes christliches Herz hatte. So bald als sie unter ihren Leuten jemanden hatte, der von einer Unpäßlichkeit überfallen war, so ließ sie gleich aus Liebe zu dem Kranken alle die Speisen weg, von denen sie wußte, daß es seine Lieblings Speisen waren, damit er sich nicht überlade, weil man gemeiniglich von solchen Speisen geschwinder und mehr als von andern zu essen pflegt.

Wurde eins von ihren Diensthenten durch einen anhaltenden Durchlauf etwa ganz matt und kraftlos zur Arbeit gemacht, so ließ sie, ohne eben stopfende Speisen zu geben, alles weg, wodurch das Uebel unterhalten und vermehrt werden konnte, z. B. Milchspeisen, saure Speisen und dergleichen. So hatte sie die Freude, beständig lauter gesunde, muntre und zufriedene Leute um

sich herum zu sehen, die sie alle lieb hatten, und mit Lust bey ihr arbeiteten und dienten, weil sie eine gute Köchin war. Ihr Wahlspruch, den sie bey jeder Gelegenheit beobachtete, war:

Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

140. Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht.

Sophie hatte das Glück, unter den viel reichern Mädchen ihres Ortes doch zuerst einen guten Mann zu bekommen, mit dem sie sehr vergnügt lebte, denn, was ihr an Gelde fehlte, das hatte sie an Verstand und Geschicklichkeit. Als sie nun sahe, wie richtig ihr Mann dachte, und wie klug er es anfang, auf eine rechtmäßige Art in bessere Umstände zu kommen, da dachte sie auch ihrerseits darauf, wie sie Vortheil brächte; und weil sie rechnen konnte, so überrechnete sie bey jedem Entwurf, den sie machte, Schaden und Vortheil genau. Einstmals, da sie sich mit ihrem Manne über die Wirthschaft berathschlagte, that sie ihm unter andern den Vorschlag: alles, was sie in der Brache gewönnen, an Kohl, Erdtosseln, Rüben u. dgl., künftig nicht mehr zu verkaufen, sondern den Winter hindurch ihren Kühen zu geben, weil es doch nur spottwohlfeil, Milch und Butter aber theuer wären. So würde der Vortheil größer seyn. Das Vieh würde nemlich das
bey

bey fett werden, auch die Versäumnis des Verfahrens dieser Früchte gespart, und von besser gefüttertem Vieh auch stärkere Kälber und besserer und mehrerer Dünger erhalten werden können.

Ihr Mann fand diesen Vorschlag so nützlich, daß er ihn billigte, und eine so verständige Frau täglich immer lieber gewann. Spr. Sal. 31, 10. 11. 26. 27. 31. Sir. 25, 11.

141. Die Zurechtgewiesene.

Leonore hatte eine junge Kuh im Stalle, welche das erste Kalb zur Welt gebracht hatte. Als sie nun sahe, daß das Thier, so oft das Kalb saugen sollte, mit den Hinterfüßen um sich schlug, und sich von der Kette losreißen wollte, so glaubte sie, ihre Kuh wäre von einer alten Frau, die den Tag vorher im Stalle gewesen, und nicht die Worte beym Hineingehn „Gott behüte sie“, gesagt hatte, behext worden. Sie schickte deshalb zu einem Mönche, der in dem Kufe stand, als könnte er mit Dreyßnigsöhl und Weihwasser die Hergen dahin bringen, daß sie kämen, und das Vieh wieder entzauberten; um von ihm dergleichen schöne Sachen holen zu lassen, weil sie den eigentlichen Grund vom Toben der Kuh nicht wußte.

Indem kam ein verständiger Fleischhauer aus der Stadt zu ihr. Sie klagte ihm ihre Noth, und

und er ging mit in den Stall. Wie er das Euter der Kuh genau ansah, so fand sich, daß es mit einem starken Geschwulste behaftet war. „Ey, sagte er, das geht ja alles natürlich zu; wo Geschwulst ist, da ist auch Schmerz, und dem Schmerze sucht jedes Thier auszuweichen. Wäre um wollt ihr da unnatürliche Mittel brauchen?“, Er gab ihr den Rath, sie sollte

gut Bier mit Weizenkleye aufsieden, etwas frische Butter hinzu thun, und das Euter, so warm, daß man die Hand darinnen halten kann, etlichemal damit waschen; so würde dem Uebel gar bald abgeholfen seyn.

Sie folgte ihm, und ihre Kuh hörte, noch eh' es Abend wurde, auf zu treten.

Wer Kenntnisse in irgend einer Sache besitzt, der diene andern damit; und wenn die jemand einen guten Rath giebt, so befolge ihn.

142. Aberglaube bey der Viehzucht.

Lehnchen hatte ihre Plage mit dem Buttermachen. Sie saß oft ganze Tage, und schwitzte vergeblich hinter dem Butterfasse. Endlich klagte sie einigen Weibern, die ihr Milch und Rahm abkauften, ihre Noth. Diese suchten ihr einen guten Rath zu geben, und sagten: Daran wäre der Teufel Schuld, der nähme zuweilen dem Vieh die Milch und Butter, und brächte sie andern,
die

die sich ihm verschrieben hätten. Legt doch nur deshalb, sagte die eine, allemal auf den ersten May, wenn der Hergentanz auf dem Blockberge ist, ein Stückchen Teufelsdreck unter das Butterfaß, es hilft fürs ganze Jahr. Odet, fiel ihr die andre ins Wort, noch besser, legt einen Erbschlüssel darunter, das hilft auch. Die einfältige Frau that es, aber das Buttermachen verunglückte ihr noch eben so, wie vorher. Endlich fügte es sich, daß das Dorf, in dem sie wohnte, einen neuen Schulmeister bekam, der mit den mehresten Viehkrankheiten durch das Lesen ökonomischer Bücher war bekannt geworden. Auch diesem erzählte sie, was sie alle schon für Mittel gebraucht hätte, um diese Plage sich vom Halse zu schaffen: Ey, sagte er, liebe Frau, wie könnt ihr doch solchen unsinnigen Mitteln Glauben beymessen? Ihr lästert ja Gott, wenn ihr glaubt, er lasse den Teufel in seiner Welt wirthschaften, und nach Gefallen mit uns Menschen sein Spiel treiben. Was soll denn der Teufelsdreck unter dem Butterfasse? Der Teufel, als ein Geist betrachtet, hat keine Nase zum riechen. Er achtet weder wohlriechenden Bisan, noch stinkende Kräuter. Und der Erbschlüssel — wozu soll der helfen? Ein Schlüssel kann wol eine Thür aufschließen, aber nicht den Rahm so machen, daß er Butter wird. Ich wills euch besser sagen, wenn ihr mich anhören wollt, woran es liegt, daß ihr keine Butter bekommt. Es giebt Kühe,

die

die den Naturfehler haben, daß sie eine Milch und einen Rahm geben, der schwer zu buttern ist. Wird nun diese Milch mit der Milch anderer Kühe vermischt, so theilt sich dies Uebel mit. Vermuthlich habt ihr auch eine solche Kuh unter den eurigen. Versucht's, und sammlet die Milch von jeder Kuh besonders, so werdet ihr erfahren, welche darunter die schlechte Milch giebt. Diese schafft ab. Sie folgte ihm, und ihr Buttern verunglückte ihr nur alsdann, wenn sie den Rahm von der einen Kuh schlagen wollte. Froh hiersüber ging sie zum Schulmeister, und drückte ihm aus Dankbarkeit die Hand für den vernünftigen Rath, den er ihr gegeben hatte.

Wo die Königin Vernunft ihren Thron aufbauet, da wandert der Aberglaube aus.

143. Mittel, gesundes Vieh im Stalle zu haben.

Ein alter erfahrener Landwirth wurde von einer ganzen Gemeinde um Rath gefragt, wie man wol immer gesundes Vieh im Stalle haben könnte, und was man zur Verhütung der Viehkrankheiten thun müsse. Er gab ihnen folgende Mittel an die Hand.

Erstlich, sagte er, ist nicht ein Thier so gesund wie das andre. Wie es Menschen giebt, die von Jugend auf fränkeln, so findet man auch unter

unter den Kühen sieche und kränkliche. Vor solchen hütet euch, und schafft sie bey Zeit ab.

Zweytens laßt euch die frische Luft nebst der Reinlichkeit im Stalle empfohlen seyn. Spinnen, lange gelegener Mist, und verfaultes Fressen in der Krippe, darf nicht im Stalle gefunden werden.

Drittens, habt ihr gut Vieh, so gebt ihm fleißig Salz zu lecken, das wird euer Vieh vor vielen Krankheiten verwahren.

Endlich viertens striegelt und waschet euer Vieh fleißig, sonst gedeihet es euch so wenig, als eure Kinder gedeihen werden, wenn ihr sie alle Wochen nur einmal kämmen und waschen wolltet. Defteres Striegeln und Waschen mit reinem natürlichen Wasser ist halbes Futter.

Die Leute befolgten den auf Erfahrung gegründeten Rath des Landwirths, und weit und breit war so gesundes Vieh nicht zu finden, als in diesem Dorfe. Sir. 9, 18. 19.

144. Es ist schädlich, das Vieh auf den Wiesen oder auf dem Felde weiden und hüten zu lassen.

1) Es erkranket und entstehen Viehseuchen, wenn es im Thau und Regen, in der Hitze und Kälte abwechselnd sich befindet, manches Ungesunde von Spinnen und Spinnweben, Gewürme u. dgl. frisset, und das Gesunde vom Kranken angesteckt wird.

2) Es

- 2) Es läuft sich zu sehr ab, und wird mager. Das junge Vieh wird dadurch insonderheit im Wachsthum gehindert, und die Kühe geben weniger Milch.
- 3) Das Gras wird vom Vieh besudelt und zertreten, und das Wenigste recht genützt und gefressen.
- 4) Auch wird das Gras, eh' es sich besämen kann, abgeweidet, wodurch die guten Grasarten entweder gar verschwinden, oder doch nur sparsam hervordachsen.
- 5) Der Dünger wird dabey unnütz verschleppt, und kommt dem Acker nicht zu statten.
- 6) Es kann sich drey- und viermal mehr Vieh von den Wiesen ernähren, wenn es von diesen im Stalle gefüttert wird, als wenn man es auf dieselben treibt und hütet.
- 7) Das Hirtenlohn wird gespart.
- 8) Auf den ungeheuren Strecken der Viehweiden könnten sich, wenn diese in Aecker und Wiesen verandelt würden — eben so wie von dem Brodte, das jährlich die vielen Hunde fressen — viel mehrere Familien von Menschen ernähren, und das große Weideland, (Triften) so jetzt wüste aussieht, würde einem wohlgebauten Garten ähnlich seyn.
- 9) Wenn das Rindvieh des Sommers im Stalle mit Klee gefüttert wird, so giebt es mehrern und fettern Mist; folglich werden alsdann die Aecker besser gedünget, daher diese mehr Getreis

Getreide und Stroh einbringen, so wie auch in solchem Fall die Kühe mehr und bessere Milch geben, und die Kälberzucht viel gedeihlicher einschlägt.

10) Die Arbeit der Stallfütterung ist auch so sehr groß nicht, wenn die Kleefelder naheliegen, und kann in kurzer Zeit so viel, als des Tages gebraucht wird, geschnitten und nach Hause getragen werden. In großen Wirthschaften könnte auch dazu ein altes Pferd oder ein Ochse angespannt werden, um den Klee einzubringen.

145. Gesundheit und Krankheit.

Ein Gespräch.

Pred. Frau. Ich hörte ja sagen, daß eure Tochter krank wäre; ist denn wahr, Frau Nachbarin?

N. Ja, sie klagt sich. Wer weiß was ihr fehlt, sie wird schon wieder besser werden.

P. F. Manchmal wird es aber auch nicht wieder besser, vielmehr noch schlimmer. Wollt ihr denn nichts dafür brauchen? Zuweilen kann im Anfänge mit wenigem geholfen werden, und hernach —

N. Ich bin nicht dafür. Wenn man nichts braucht, wird man am ersten gesund.

P. F. Alles mit Maasse, Nachbarin! Freylich, wer nichts thun wollte, als Arzney essen
Mädchenspiegel, D bey

bey den kleinsten Anfällen — Aber es giebt doch Zeichen, daran man wol wissen kann, daß Hülfe nöthig sey.

N. Und was sind denn das für Zeichen?

N. J. Die will ich euch sagen. Wenn jemand nicht essen kann, Drücken in der Herzgrube und einen übeln Geschmack im Munde hat. Wenn ihm die Glieder, der Rücken und alle Knochen weh thun. Wenn einem das Trinken zuwider ist, oder wenn er Kopfweh und einen harten Leib hat &c. Seht, liebe Frau, das sind Zeichen, daß man eine Krankheit brütet, die gefährlich seyn kann, wo nicht bald Hülfe geschafft wird.

N. Davon weiß ich nichts, bin auch fast niemals krank gewesen, außer an den Blattern, da war ich recht krank! Sie haben mich auch recht zugerichtet, wie Sie noch sehen kann. Doch, Gott lob! daß ich nur davon kein Krüppel geworden bin, wie so viele, die ich kenne.

N. J. Wer weiß, ob es bey eurer Tochter die Blattern nicht auch werden. Besinnet ihr euch noch auf die Predigt, die mein Mann von den Blattern hielt?

N. Ich gab nicht recht Achtung. Aber sage Sie mir doch, was braucht man denn bey dem Mädchen wol, wenn es die Blattern werden sollten? Ich werde sie wol immer sehr warm halten, und ihr hitzige Sachen eingeben müssen, die das Gift vom Herzen wegtreiben. Meine Pathe brachte mir einen Trank, ich glaube, es
war

war Schaffkoth in Vier gekocht, als ich krank an den Blattern lag. — Was meint Sie denn dazu? Ob —

P. F. Thut doch nicht so übel an eurem Kinde, und braucht aufs gerathewohl alles, was euch unwissende Leute rathen. Seht doch in die Stadt, und wendet das an euer Kind, was ihr an euer Vieh wenden würdet, wenn es krank wäre. Und wenn ihr mir nicht glaubt, so kommt zu uns, und fragt meinen Mann um Rath.

M. Das werd' ich thun. Gott behüte Sie!

P. F. Und euch auch.

Wie köstlich ist's, wenn man seinen Verstand anwendet, den Unwissenden zu belehren, und allem bösen Wesen abzuhelpen!

146. Ein Mittel, die Blattern ohne große Gefahr zu bekommen.

Einst starben in einer gewissen Gegend sehr viele Kinder an bössartigen Blattern. Der Prediger eines benachbarten Ortes, wo man noch nichts von Blattern wußte, hielt es daher für seine Pflicht, öffentlich in der Kirche seinen Zuhörern Verhaltensregeln zu geben, damit, wenn die Blattern auch unter ihre Kinder kämen, doch nicht so viele daran sterben möchten. Er warnte sie besonders vor der Thorheit, Blatterkindern hitzige Sachen einzugeben, und bat sie, ihre Stuben fein rein zu halten, und immer frische

Luft in dieselben zu lassen. Dabey sagte er ihnen auch, daß man Kindern künstliche Blattern geben könne, und nicht erst zu warten brauche, bis sie etwa durch Ansteckung die natürlichen bekämen. Bey den künstlichen Blattern, fügte er hinzu, könnten Eltern weit getroster seyn, als bey den natürlichen, weil jene fast gar keine Krankheit zu nennen wären. Bey den gewöhnlichen Blattern (von denen unter tausend Menschen nicht fünf ganz befreyt blieben) könnte es gar zu leicht geschehen, daß die Ansteckung innerlich etwa durch die Nase, im Halse, Magen oder in der Lunge geschähe. Diese Theile wären aber sehr empfindlich und vermehrten die Gefahr. Ferner könnte es geschehen, daß die Blattern mit andern Krankheiten verbunden, oder bey schon Erwachsenen unter Mangel an Pflege oder sonst in mißlichen Gesundheitsumständen einträten. Dies alles wäre bey den künstlichen Blattern nicht zu befürchten; die könnten in der besten Jahreszeit, im obstreichen Herbst, blos äußerlich, an einem nicht sehr empfindlichen Orte, auf der Hand, zwischen dem Daumen und Zeigefinger, auf dem dicksten Fleische oculirt, oder auf deutsch, eingimpfet werden. Hierauf beschrieb er ihnen das ganze Verfahren dabey so deutlich, als es ihm nur möglich war, und erbot sich, es ihnen selbst zu zeigen, wenn sie es noch genauer wissen wollten. Er erzählte ihnen auch, mit was für einem glücklichen Erfolge das Eintimpfen der Blattern schon
in

in vielen Ländern geschehen wäre, und daß viele tausend, selbst alte Leute, ja sogar vornehme Herren, die Blattern auf diese künstliche Art glücklich überstanden hätten.

Der größte Theil seiner Zuhörer verdachte den guten Mann gar sehr darum, und versportete ihn zu Hause und in jeder Gesellschaft. Einige waren zwar bescheidner, wurden aber doch von vielen Zweifeln darüber beunruhiget. Dies alles erfuhr der Prediger gar bald wieder. Er forderte deshalb seine Gemeinde den folgenden Sonntag auf, nach der Kirche sich auf einen Rasenplatz neben dem Orte, wo sie sich sonst bei wichtigen Angelegenheiten einzufinden gewohnt war, zu versammeln, er wolle auch dahin kommen, und da könnte alsdann jeder mit christlicher Bescheidenheit seine Einwendungen dagegen vortragen, welche er ihnen zu beantworten ersbötig wäre.

147. Fortsetzung der vorigen Erzählung.

Die Einwohner des Ortes, sowol Männer als Weiber, kamen um die bestimmte Zeit auf den Rasenplatz, und der Prediger redete sie so an: „Lieben Leute, ihr kennt mich doch als einen rechtschaffnen Mann, und habt immer das gute Zutrauen zu mir gehabt, daß ich euch zu nichts ermuntre, als was gut für euch ist, und zu eurer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gereicht. Sagt mir

mie doch nun, warum ihr mich so sehr darum verdacht habt, daß ich euch zum Einimpfen der Blattern ermuntert habe.„

„Herr Pfarr! riefen gleich wie mit Einem Munde vier Mütter, alles wollen wir gern thun, was Sie von uns verlangen, aber nur dies nicht. Unsre Kinder haben uns viel Schmerzen gemacht, da wir sie zur Welt gebahren, und nun sollten wir so etwas zugeben?„

„Fahrt nicht gleich auf, liebe Mütter! sprach der Prediger, wir wollen uns freundschaftlich jetzt über etwas besprechen, das unsre Kinder angeht, und wovon zu reden unsre Pflicht ist. Haben müssen doch nun einmal eure Kinder die Blattern, denn selten bleibt ein Kind damit verschont. Gesezt aber auch, daß sie sie nicht in ihrer Jugend bekämen, in welcher Furcht müßten sie, so oft sie einmal einträten, in ihrem ganzen Leben vor ihnen stehen, und wie weit gefährlicher wird dies Uebel, wenn es Erwachsene, oder gar Personen in der Mitte ihres Lebens ergreift!„

Ja, antworteten die Mütter, bekommen mögen sie sie in Gottes Namen — aber nur natürlich, und dann werden sie auch recht gut durchkommen, denn wir sind gut durchgekommen.

Pr. Der Schluß ist nicht richtig. Ihr seyd glücklich durchgekommen, weil die Blattern damals gutartig waren. Seyd ihr denn aber im Stande

Stande zu behaupten, daß eure Kinder eben die natürlichen Blattern bekommen werden, wenn sie gutartig sind? Sind denn jetzt gutartige Blattern um uns herum? Ihr wißt ja die Hunderte von armen Opfern, die in den nächsten Dörtern in Monatsfrist sind begraben worden. Ihr habt ja die zersehten Gesichter, die Blinden, die Stummen und Krüppel zum Theil zeither gesehen, welche durch die Blattern entstanden sind. Das alles habt ihr bey den künstlichen Blattern nicht zu befürchten, die können wir unsern Kindern von gutartigen Blattern verschaffen, können die beste Zeit dazu wählen, und sie, so viel es nöthig ist, dazu vorbereiten. Eure Kinder sind ja euer größter Reichthum. Solltet ihr nicht für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer guten Bildung bedacht seyn müssen? Ein gutgebildeter Mensch hat auf allen Seiten besser Fortkommen in der Welt, als ein schlechtgebildeter.

Sterben und verunglücken denn, rufte eine andere, nicht auch Kinder an den künstlichen Blattern?

Pr. So gewöhnlich der Fall bey den natürlichen Blattern ist, eben so ungewöhnlich ist er nach dem Zeugniß der größten Aerzte bey den künstlichen.

Es bleibt aber doch immer möglich, erwiederte sie, daß eins unsrer Kinder an den künstlichen Blattern stirbe, und wenn das Unglück nur

erst möglich ist, so hats zum Geschehen nur noch einen Schritt.

Dr. Aber das Unglück ist ja noch weit mehr möglich, daß eure Kinder an den natürlichen Blattern sterben.

I nun, antworteten die vier ersteren, als dann ist es Gottes Wille gewesen, da können wirs nicht ändern.

Dr. Lieben Leute, was macht ihr euch denn für eine Vorstellung von dem Willen Gottes? Glaubt ihr denn, daß, wenn ein Kind an den Blattern stirbt, Gott ihm selbige absichtlich dazu zugeschiekt habe, daß es daran sterben solle? Oder glaubt ihr, daß er, wie ich schon oft gesagt habe, es der Natur des Kindes überlasse, ob es Kräfte genug haben werde, sie zu überstehen, und den Eltern des Kindes, ob sie es gehörig verpflegen, und daß er, wenn im Gegentheil das Kind stirbt, den Tod desselben durch kein Wunder hindere? Wenn wir Gott nicht lästern wollen, müssen wir die letzte Erklärung annehmen. Nun erwägt doch, daß an den künstlichen Blattern weit weniger Kinder sterben, als an den natürlichen, und daß wirklich durch das Einimpfen solchergestalt vielen das Leben gerettet werde; wie könnt ihr denn, im Fall, daß eins von euren Kindern an den natürlichen stirbt, behaupten, daß es Gottes Wille gewesen, daß es daran habe sterben sollen? Müßt ihr nicht vielmehr

mehr glauben, daß es sein Wille gewesen, daß ihr ihm hättet sollen die Blattern einimpfen lassen?

Herr Pfarr! fiel hier ein Mann aus der Gemeinde ins Wort. Sie sind ein sehr gewissenhafter Mann, das weiß ich; sollte denn ein solches Verfahren mit unsern Kindern kein Eingriff in Gottes heilige Wege seyn?

Dr. Freund! ist denn das ein Eingriff in Gottes Wege, wenn ein Mensch seine Vernunft dazu anwendet, einer ihm drohenden Gefahr zu entgehen, oder sie wenigstens überwindlicher für sich zu machen? Wenn das Sünde ist, so darf keiner von euch aus dem Hause laufen, wenn die Flammen schon über denselben zusammen schlagen; so dürft ihr keine Arznei einnehmen, wenn ihr krank seyd, und keine Abführungsmittel brauchen, wenn sich Unreinigkeiten in eurem Körper gesammelt haben. So dürfte man auch wol keine Blitzableiter an einem Pulverthurme anbringen. Die Natur legt uns Krankheiten auf, lieben Freunde, unsre Vernunft giebt uns Mittel wider sie an die Hand; brauchen wir nun diese Mittel, so thun wir nicht nur keinen Eingriff in Gottes heilige Wege, sondern wir verherrlichen ihn gar dadurch, denn wir brauchen unsre Vernunft, wozu er sie uns gegeben hat.

Diesen vernünftigen Vorstellungen des Predigers gaben die Leute Beyfall, nur an das Einimpfen wollten sie nicht. „So bald, sagten sie,

als das erste Blatternkind in unserm Orte seyn wird, wollen wir unsre Kinder zu ihm hingehen lassen, denn da sind sie doch nicht gleich böseartig. „

Das könnt ihr nicht wissen, sagte der Prediger, ob die Blattern, wenn sie hieher kommen, nicht schon böseartig sind, und denn ist es ja auch noch ungewiß, ob eure Kinder sie durch das bloße Hingehen bekommen. Oder es bekommt sie heute eins, in vierzehn Tagen ein anderes, und dazüber geht die beste Zeit hin.

Der Mann hat Recht, murmelten die Männer ihren Weibern in die Ohren, es ist alles wahr, was er sagt. Wir wollen folgen, und unsern Kindern die Blattern inoculiren lassen. Inoculiren? nein, durchaus nicht! riefen die Weiber wieder.

Ganz gelassen bey der Hartnäckigkeit dieser Weiber, erwiederte der Prediger: ihr müßt doch alles wahr finden, was ich euch gesagt habe, und ihr haltet es auch für wahr, aber ihr stoßt euch nur an dem Worte: inoculiren. Ihr wollt, wenn das erste Blatternkind hier seyn wird, eure Kinder zu selbigem hinschicken. Ist das nicht auch eine Art von Inoculation? Seyd ihrs da nicht auch, die ihren Kindern, eher als sie die Blattern bekommen hätten, selbige verschaffen? Wider die Sache selbst habt ihr also nichts mehr. Auf der Art und Weise wird doch wol keine neue Sünde

Sünde etwa beruhen? Und so ist ja denn doch wol der Vernunft gemäß, und wahre Pflicht, daß man unter mehrern Weisen die sicherste wähle. Seyd ihr im Stande, hierwider etwas einzuwenden?

Die Weiber schwiegen, und wurden bald blaß, bald roth; die Männer aber ruften ihm einstimmig zu: Herr Pfarr, wir folgen Ihrem guten Rathe!

Dies werdet ihr, erwiederte der Prediger, um so viel lieber thun, wenn ich euch sage, daß ich gestern meinem einzigen Kinde die künstlichen Blattern eingimpft habe, um euch mit einem guten Beispiel vorzugeben, und euch zu ermuntern, im Vertrauen auf Gott ein Gleiches zu thun.

Die Väter der Gemeinde baten inösesamt, nur wenige ausgenommen, er möchte doch zu ihnen kommen, und dies gute Werk an ihren Kindern selbst verrichten, weil sie sich nicht recht zu machen getrauten. Dies that der Prediger mit Freuden, und in einigen Tagen hatten alle Kinder die künstlichen Blattern. Nur eins starb davon, das war aber verwaheloset worden. Die übrigen brachten vierzehn Tage darauf die Eltern in des Predigers Wohnung, um ihm mit innigster Rührung ihrer Herzen für seinen guten Rath zu danken. Der Prediger nahm nun Gelegenheit, ihnen eine wichtige Lehre einzuschärfen, nemlich folgende:

„Lieben

„Lieben Leute, wenn ihr künftig etwas nicht gleich fassen könnt, so spottet und redet nicht gleich übel von euren Lehrern, geht lieber zu ihnen, und tragt ihnen eure Zweifel vor, damit ihr eines Bessern belehrt werdet.“

Den folgenden Sonntag feierte er mit seiner Gemeinde ein frohes Dankfest.

148. Der Leichvogel.

Marthe, eine sehr abergläubische Frau, lag am Friesel krank, doch hatte ihr der Arzt Hoffnung zur Wiedergenesung gemacht. In der dritten Nacht aber, vom Anfang ihrer Krankheit gerechnet, flog ein Vogel mit starkem Geschrey an ihr Stubenfenster. „Ach, sagte Marthe, nun muß ich sterben, das ist der Leichvogel, der ruft mich!“. Hierüber ängstigte sie sich so sehr, daß sich ihre Krankheit von Stund an zusehens verschlimmerte, und sie würde gestorben seyn, wenn nicht gleich dem Arzte von diesem Vorfalle wäre Nachricht gegeben worden. Dieser war ein vernünftiger Mann, der sich besonders angelegen seyn ließ, den Aberglauben den Leuten aus den Köpfen zu bringen. „Ey, sagte er, liebe Frau, wie könnt ihr glauben, daß es einen Vogel gebe, der durch seine Stimme dem Menschen den Tod prophezeie! Da müßte ja der Vogel mehr wissen als wir, denn uns hat ja Gott unsere Todesstunde weißlich so tief ver-

borz

borgen, daß wir sie schlechterdings nicht wissen sollen. Der Vogel, von dem ihr glaubt, er kündigt euch euren Tod an, weiß ja seinen eignen Tod nicht einmal. Hat er euch denn bey eurem Namen gerufen, daß ihr so gewiß behauptet, es gelte euch? Unser Lebensziel steht ja blos unter der Aufsicht und Regierung unsers guten Vaters im Himmel. Ihr seyd eine Christin, wollt ihr lieber dem Vogel oder dem Worte Gottes trauen? „Hierauf zeigte er ihr, was das eigentlich für ein Vogel sey, warum er so schreye, und warum er eben nach ihrem Fenster geflogen sey. Durch diese und andere vernünftige Vorstellungen brachte es der Arzt noch dahin, daß sich die abergläubische Furcht bey der Frau verlor, und sie wurde wieder gesund. Wenn ihr nachher jemand vom Leichvogel viel reden wollte, so lachte sie und sprach: mein Leben steht in Gottes Hand, wenn ers für gut befände, mir meine Todesstunde anzukündigen, so würde er dazu keinen Vogel brauchen, der selbst nicht weiß, wenn ihn der Jäger vom Baume herunterschiesen wird.

Beym immer zunehmender besserer Erkenntniß Gottes und seiner wunderbaren Werke findet der Aberglaube sein Grab.

149. Die Weißagung.

Eine sonst gute aber am Verstande sehr schwache Frau ließ sich von einer herumziehenden Zigeunerin weißagen. Dieses Weib, das durch seine vorgebliche Kunst sich nur von einfältigen Leuten zu nähren suchte, sagte ihr, sie werde in ihrem Ehestande so und so viel Kinder bekommen, und mit dem letzteren sterben. Nun ging sie wirklich mit dem Kinde schwanger, das die Zigeunerin der Zahl nach als das letzte genannt hatte. Sobald sie es merkte, fing sie an, sich Tag und Nacht zu grämen und abzuhärmen, sie schloß sich oft ein, sang Sterbelieder, wollte niemand mehr sprechen, verschenkte ihre Kleidungsstücke, und bereitete sich auf alle Art zum Tode vor. Ihr Mann und andere verständige Menschen suchten sie eines Bessern zu belehren, aber sie gab keiner vernünftigen Vorstellung Gehör, und brachte es durch ihr thörichtes Betragen dahin, daß sie die Prophezeiung wahr machte. Aber starb sie wol von der Prophezeiung? Nimmermehr! ihre alberne Vorstellung, die in vernachlässigter Bildung des Verstandes ihren Grund hatte, war die Ursach ihres Todes.

150. Ich habe mich in der Ursach geirrt.

„Seht doch zu, daß ihr einen Ruhewisch von einer Marktfrau bekommt, und den legt eurem Kinde

Kinde unter das Kopfkissen, so wirds bald ruhig werden und schlafen. „ Diesen Rath gab Frau Marthe einer Mutter, deren erstes Kind sehr unruhig war, und in den ersten Tagen nicht schlafen wollte. Als nun die Mutter aus vernünftigen Gründen ihr nicht glauben wollte, so führte Marthe das Beispiel von einer Frau in den Orte an, wo sie zu Hause gehörte. Diese hätte, wie sie sagte, auch ein sehr unruhiges Kind gehabt, sie wäre aber des Markttages auf den Markt gelaufen, und hätte sich von einer Bauersfrau einen Strohwisch geben lassen, den sie heym Tragen unter den Korb legte, und habe den dem Kinde unter den Kopf gelegt, gleich wäre es ruhig geworden, und hätte besser geschlafen. Indem sie noch davon redete, trat der Arzt, welchen die Mutter hatte rufen lassen, um mit ihm wegen der Unruhe ihres Kindes zu reden, in die Stube. Nachdem er den Inhalt ihres Gesprächs vernommen, sagte er zu Marthen: Also meint ihr, daß wirklich der Ruhewisch das Kind ruhig gemacht habe?

M. Ja Herr, was sonst? vorher war es ja unruhig, und konnte nicht schlafen.

A. Wenn ihr wollt, so will ich euch von dieser thörichten Meinung helfen. Antwortet mir auf meine Fragen. Hatte denn die Frau, die den Ruhewisch vom Markte holte, ihr Kind lieb?

M. Ja Herr, sonst würde sie sich nicht die Mühe gegeben haben.

A.

N. Wenn eine Mutter ihre Kinder lieb hat, und wünscht, daß sie Ruhe haben und zu rechter Zeit schlafen sollen, entzieht sie ihnen denn da die Brust, oder reicht sie ihnen dieselbe alle Augenblicke? oder überfüttert sie dieselben, und giebt ihnen schädliche Speisen, z. B. Kaffee- oder Theesüppchen u. dgl.? oder windet sie dieselben zu fest ein? oder läßt sie sie in ihren verunreinigten Windeln liegen und wund werden, oder vom Ungeziefer fressen? Dies alles sind Ursachen, um deren willen kleine Kinder zuweilen heftig schreien.

M. Aber, mein Herr, das wäre doch eine schlechte Mutter, die es so mit ihren Kindern machen wollte, wie Sie da sagten.

N. Es kann dergleichen auch bey einer guten Mutter stattfinden, die mit kleinen Kindern noch nicht recht umzugehen weiß. — Da nun aber die Mutter, von der ihr sagter, sie habe sich die Mühe gegeben, und aus Liebe zu ihrem Kinde einen Raherwisch vom Markte geholt, damit eine so große Probe ihrer Liebe zum Kinde gab; so läßt sich auch leicht schließen, daß sie allen Fleiß werde angewendet haben, um hinter die eigentliche Ursach des Weinens und der Unruhe ihres Kindes zu kommen. Gewiß, liebe Frau, der Wisch half weiter nichts, als daß er den Voratz der Mutter bewies und bestätigte, nemlich ihr unruhiges Kind durch alle nur mögliche Mittel wieder zur Ruhe und zum Schlaf zu bringen.

Je

Je ernstlicher nun ihre Untersuchung wurde, desto näher kam sie der Ursach des Schreyens, und fand sie endlich wirklich. Diese Ursach aber habt ihr nicht erfahren, darum glaubt ihr, der Ruhestewisch habe es gethan.

M. Herr, Sie werden wol Recht haben, aber ich und viele andre Weiber glaubten, der Ruhestewisch sey die Ursach des Schlags.

H. Und dazu verleitete euch ganz gewiß nur das einzige Wort Ruhe. (s. Ephe. Bögens nützl. Allerley III. Bd. pag. 110. ff. vom Witz des Aberglaubens.)

Hierauf untersuchte er selbst das schreyende Kind, und fand, außer vieler Schärfe, die dem Kinde ein empfindliches Jucken verursachte, daß es die Mutter aus Mangel an hinlänglicher Erfahrung zu fest gewunden hatte. — Er gab ihr den Rath, es nur in Windeln einzuschlagen. Dies that sie, und ihr Kind wurde ruhiger und schlief sanft.

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt, was man wünscht; so ist ein gewöhnlicher Fehler der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besonderes an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursach einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

Mädchen Spiegel.

P

151.

151. Der schädliche Einfluß der abergläubischen Furcht auf Gesundheit und Leben.

Eine sonst gute und ehrliche Bauersfrau war in einem benachbarten Dorfe im Hause ihres neuen Schwiegersohns Abends allein in einer Kammer, wo sie zu thun hatte. Hier fiel ihr plötzlich mit einem eiskalten Schauer der Gedanke ein: wie wenn dir jetzt die erste selige Frau deines Tochtermannes erschiene? Mit diesem Eindrucke kehrte sie bey einbrechender Nacht zurück nach ihrem Wohnorte. Unterweges dauchte es ihr nun, weil sie diesen Gedanken immerfort im Kopfe behielt und sich fürchtete, als legte sich etwas Schweres in ihren Korb, den sie auf dem Rücken trug, und als müßte sie dies den ganzen halbstündigen Weg über durch ein Hölzchen bis nach Hause tragen. Mit der größten Herzensangst legte sie den Weg zurück, kam leichenblaß bey den Ihrigen an, wurde krank und — starb wenige Tage darauf als ein unglückliches Opfer ihrer abergläubischen Furcht. Denn die Schwere, die sie fühlte, kam bloß von der Bedrückung her, die ihr Blut in den Adern stocken machte. Davon fühlte sie eine Schwere in den Gliedern, wie wenn einem ein Wein eingeschlafen ist. Mit dem Alp-Drücken ist es eben so beschaffen.

152. Aberglaube bey Copulationen.

Ein alter Landprediger hatte sich viele abergläubische Meinungen vom Copuliren gesammelt, und ließ die schädlichsten darunter öffentlich bekannt machen, damit verständige Leute sie prüfen und widerlegen, besonders aber Lehrer in den Schulen sich darüber mit ihren Kindern besprechen möchten. Es waren folgende:

- 1) Zwey Paar Brautleute dürfen sich nicht zugleich trauen lassen, weil sonst eins davon ohnfehlbar eine unglückliche Ehe haben müsse.
- 2) Wenn der Braut der Kranz wankend wird bey der Trauung, so überfällt sie in dem Jahre eine Krankheit. — Fällt er gar ab, so bedeutet es den Tod. Darum pflegen manche Eltern sehr ängstlich darauf zu sehen, daß der Kranz recht fest stecke.
- 3) Fällt ein Trauring auf die Erde, ehe sie gewechselt sind, (welches bey glatten Handschuhen leicht geschehen kann,) so bedeutet es Unglück und Uneinigkeit im Ehestande. Hat der Prediger das Schicksal, daß er einen Ring verwechselt oder fallen läßt; so ist er Schuld an allem Unglück, das nachher den Eheleuten begegnet, und man wirft wol gar einen tödtlichen Haß auf ihn.

4) Brautleute müssen so dicht am Altare aneinander stehen, daß niemand zwischen durchsehen kann. Denn es können böse Leute in der Zeit, da sie nicht dicht beisammen stehen, etwas zwischen sie bringen, und ihnen durch Zauberey etwas anthun, daß sie sich einander nicht lieben können, wenn sie auch wollen, sondern hassen müssen.

5) Bey dem Hingange zur Kirche kommt auch sehr viel darauf an, wer und was ihnen auf dem Wege von Menschen und Thieren begegnet, wenn die Ehe glücklich oder unglücklich seyn soll.

6) Regnet es der Braut in den Kranz, so glaubt der künftige Ehemann dadurch berechtigt zu seyn, sein Weib schlagen zu dürfen. Er hält das nicht für Unrecht, das Schicksal, glaubt er, habe es so bestimmt und mit sich gebracht.

7) Beym Herumführen vor dem Altare und bey'm Stellen vor demselben muß ja nichts versehen werden. Kommt die Braut am unrichtigen Orte zu stehen, so muß Glück und Stern verschwinden.

8) Sagt die Braut eher Ja als der Bräutigam, so stirbt sie eher.

Wenn Eheleute solchen albernen Meinungen noch Glauben beymessen, so kann leicht ihr Ehestand ein Bebestand werden.

153. Die Hochzeit.

Auf einem Dorfe war bey Hochzeiten der Gebrauch, daß die Verwandten und Hochzeitgäste dem Brautpaar Geschenke machten. Der verständige Schulmeister dieses Dorfes benutzte alles mal die Gelegenheit, ein gutes Buch, worinne Unterricht zu einem frohen und glücklichen Leben gegeben wurde, unter die Landleute zu bringen. Einstmals als Marie mit ihrem Adolph ihr Hochzeitfest feierte, schenkte er er den neuen Eheleuten eine gedruckte Unterweisung zu einem vernünftigen und klugen Verhalten im Ehestande, in welcher auch Regeln für Schwangere und Säugende mit aufgenommen waren *). Marie lachte, und gab zu verstehen, daß das wol eben so nöthig nicht wäre zu wissen. „Liebe Braut, sagte der Schulmeister mit der größten Ernsthaftigkeit, dieß ist eine Sache von großer Wichtigkeit! Viele tausend Kinder würden mehr am Leben bleiben, und die Gesundheit so mancher Mütter und auch wol Väter — eher und länger erhalten werden, wenn sie zuvor von den Fehlern unterrichtet würden, die sie in ihrem Ehestande

P 3 und

*) Ein solches Buch hat auch der Prediger Sintenis in Dornburg bey Zerbst unter dem Titel verfaßt: Mütterlicher Rath an meine Tochter, wie sie die glücklichste Gattin, Mutter und Hausfrau werden könne. Jeder Vater sollte es seiner Tochter erst wenige Monate vor ihrer Verbindung in die Hände geben.

und in der ganzen Erziehung ihrer Kinder begehren können! Diese Worte machten Eindruck auf Marien; sie las alle Sonntage des Abends mit ihrem Adolphy in diesem Buche, und fand den Inhalt wirklich so wichtig, wie ihn der Schulmeister angegeben hatte. Sie ließ es auch ihre andern schon verheiratheten Freundinnen lesen, und der Schulmeister hatte die Freude, zu sehen, wie durch Befolgung dieser heilsamen Lebensregeln der größte Theil des Dorfes nach und nach recht lange die mannigfaltigen Freuden des Ehestandes genoß.

154. Das Hochzeitgedicht.

Eine vortreffliche Mutter überreichte der Braut ihres Sohnes an ihrem Hochzeitstage ein Gedicht, welches, statt der gewöhnlichen, oft sehr ungerimten Ländelehen, einen kurzen Inbegriff der Pflichten einer Gattin und Mutter enthielt, und war überschrieben: Mutterpflichten. Folgende Stellen waren darin die schönsten:

Seyd gegen jeden gern im Handel, Wandel
billig,
Da, wo ihr helfen könnt, auch gern zu helfen
willig;
Im Glück nie stolz, im Leiden unverzagt,
Fest im Vertraun, wenn euer Herz auch klagt.
Bergeht, ihr Lieben, nie der Armen,
Der Wittwen und der Waisen nicht;

Im

Im Stillen übt des Wohltuns sel'ge Pflicht,
Dafür zum Lohn wird Gott auch eurer sich
erbarmen.

Liebt euch getreu, nicht nach der heut'gen Mode!
Voll warmer, reinsten Zärtlichkeit,
Theilt jede Freude, jedes Leid. — —
Der Mann sey immer Mann, die Frau sey im-
mer Frau;

Ein jedes treibe gern die häuslichen Geschäfte,
Und brauche treu dabey die ihm verliehnen Kräfte.
Bey Menschenfehlern denkt auch keines zu genau.
Ein Wort in Eil geredt, das ahnde man nicht
immer;

Denn Widerspruch macht stets die Sache
schlimmer,
War Gellerts Hecht nun blau, i nun, so sey er
blau —

Hartnäck'ger Eigensinn erbittert Mann und Frau.
Schenkt Gott einst eurer Liebe Kinder,
Und mir das Glück, ein Enkelchen
Von Euch, Ihr Lieben, noch zu sehn:
So ist es Eure Pflicht nicht minder,
Durch Gottesfurcht und Beispiel stets auf den,
Der es euch gab, es weislich hinzuleiten —
Und, meine Tochter — — übergieb
Nicht feilen Ammen deine Kinder:
Sie selbst zu säugen sey dir wicht'ge Pflicht und Lust,
Denn dazu gab dir Gott die Brust,
Und dein Beruf macht dich und auch dein Kind
gesünder.

155. Braut und Bräutigam.

Ein Gespräch.

Bräutigam. Nun, Christinchen, heute über vierzehn Tage bist du mein liebes Weib. Aber wir wollen auch, wills Gott, eine Hochzeit halten, die ihres gleichen nicht haben soll. Alle unsere Anverwandten von meiner und deiner Seite, von Vätern und Müttern her, so viel ihrer sind, unsre besten Bekannten und die ganze Nachbarschaft sollen morgen zur Hochzeit gebeten werden.

Braut. Lieber Feig, du mußt mich wirklich recht lieb haben, daß du meinerwegen eine so große Hochzeit anstellen willst. Du könntest mir aber doch noch einen größern Liebesdienst erzeigen, wenn du die vielen Gäste nicht bitten liehest.

Bräutigam. Warum nicht? Freuest du dich nicht auf unser Hochzeitfest? Es ist ja unser schönster und wichtigster Ehrentag.

Braut. Allerdings freue ich mich auf den Tag, und du sollst sehen, daß ich recht vergnügt seyn will. Aber du weißt selbst, wie schwer jungen Eheleuten in gegenwärtigen Zeiten der Anfang ihrer Wirthschaft wird. Warum wollen wir uns gleich in so große Kosten stecken? Wir mögen die Sache auch so gut einrichten, wie wir wollen, so haben wir doch wer weiß wie viele Ausgaben.

Braut

Bräutigam. Da magst du wol Recht haben. Aber die Hochzeitgäste schenken ja auch, und da bekommen wir doch so ziemlich das wieder, was wir aufwenden.

Braut. Das gefällt mir eben nicht, daß die Hochzeitgäste das Essen und Trinken auf der Hochzeit gleichsam bezahlen sollen. Außerdem ist eine große Hochzeit mit vieler Unruhe, mit Respektkosten und mannigfaltigem Schaden verbunden. Ich kann doch an dem Tage nicht selbst in die Küche treten und selbst kochen und braten, oder nur über alles die Aufsicht haben. Das meiste muß fremden Leuten überlassen werden, und wie es die machen, ist bekannt. Sie denken: bey solchen Gelegenheiten könne immer etwas mehr drauf gehen als sonst, und am Ende fällt der ganze Schaden auf die Brautleute.

Bräutigam. Wol wahr! Aber was werden denn die Freunde und Verwandten sagen, wenn wir sie nicht bitten?

Braut. Glaube mir, lieber Fritz, gar vielen Freunden und Verwandten geschieht kein Gefallen, wenn sie zur Hochzeit gebeten werden. Es macht wol mancher gern eine Lust mit, aber er muß auch dafür büßen. Wir haben unter unsern Verwandten viele, die sich ihr Stückchen Brodt sauer verdienen müssen. Diese werden sich nun von unsrer Hochzeit nicht ausschließen wollen, weil sie glauben, wir hielten es für

P 5

eine

eine Beleidigung, und stecken sich also lieber in Unkosten, die sie nachher mit vieler Mühe kaum wieder gut machen können.

Bräutigam. Wenn du das meinst, so könnten wir ja nur die reichen und nahen Freunde bitten, und die armen davon lassen.

Bräut. Das geht wieder nicht. Denn erstlich würden uns die Leute in unserm Orte für hochmüthig halten, und sodann würden die andern Freunde glauben, es sey uns nur um die Geschenke und nicht um die Freundschaft gethan gewesen. Nein! lieber laß uns gar keine Hochzeit anstellen, da kann es uns doch niemand übel nehmen, wenn wir weder Reiche noch Arme bitten.

Bräutigam. Aber es könnten doch wol unter unsern Freunden und Verwandten welche seyn, die gern einen Hochzeitschmaus mitmachen, und die könnte es wol verdrießen.

Bräut. Das will ich wol glauben; allein, wenn ich dir meine aufrichtige Meynung sagen soll, so ist mir an solchen Freunden und Bekannten wenig gelegen, die nur um des Essens und Trinkens halber gute Freundschaft halten. Wem wir lieb und werth sind, der macht sich nichts daraus, wenn wir auch keine große Schmausereien anstellen. Diese Freunde halten auch Stich, wenns manchmal ein wenig krumm mit uns gehen sollte, was der liebe Gott aber verhüten wolle!

wolle! Jene Schmausgäste aber bleiben weg, so bald nur die Schüssel und der Bierkrug nicht mehr auf dem Tische steht. Auch werden andere vernünftige Leute uns noch mehr loben, wenn wir unsre Sachen gleich vom Anfange hübsch ordentlich einrichten, und nicht gleich, wie viele junge Eheleute thun, zum Tage hinein haufen.

Bräutigam. Wollen wir denn also gar nichts zum Besten geben?

Braut. Ja, das wollen wir, lieber Fritz! Siehe, wir bitten unsere Eltern und Geschwister zu einem einfachen aber guten Kohl und Fleisch; oder zu einem Braten, trinken ein paar Flaschen Bier, und gieb Acht, Fritz, wir wollen dabey so lustig seyn, als wenn wir das ganze Haus voller Gäste hätten. Und so sollten es alle junge Eheleute machen, die ihr Hochzeitfest feiern, zumal wenn sie nicht viel auf solche Gelegenheiten zu verwenden haben. Junge Eheleute müssen alles gar sehr spärlich und wirthschaftlich einrichten, damit sie fein ins Geleise kommen. Wenn sie es hierinnen gleich anfangs versehen, und sich Schulden auf den Rücken laden, so geht es dann ihre ganze Lebenszeit den Krebsgang.

Bräutigam. Christinchen, du hast Recht, ich will keine große Hochzeit anstellen.

156. Nächstenliebe.

Eine schwangere Handelsfrau, die bey strenger Kälte und im tiefen Schnee nach einer gewissen Stadt zum Jahrmarkte gehen wollte, wurde, als sie noch ferne von dem Orte war, von Geburts-
schmerzen überfallen. Sie war in der größten Gefahr, ums Leben zu kommen. Zwen Weiber, die auf einem andern Dorfe in der Mühle gewesen waren, kamen auf sie zu. Barbe, die einige Schritte vorausging, wurde sie zuerst gewahr. „Da sitzt, rief sie, ein fremdes Mensch, das ist entweder närrisch, oder hat das böse Wesen.“ Marie, die die größte Last auf dem Rücken trug, ging gleich aus dem Wege auf sie zu, um zu sehen, was ihr fehle, und fand sie in den kläglichsten Umständen. „Komm, rief ihr Barbe zu, laß sie sitzen, was geht sie uns an? wir müssen nach Hause.“ „Nein, antwortete Marie, ich habe in der Schule gehört, daß uns Menschenleben theuer seyn solle, weil jeder Mensch Gottes Ebenbild an sich trägt, und daß man alles thun müsse, um es zu erhalten und zu retten. Hier sind nun gar zwey Menschen, deren Leben in Gefahr ist. O welche Freude, wenn wir sie retten könnten! Komm, wir wollen unser Mehl absetzen, und versuchen, ob wir sie können ins Dorf bringen.“ „Das wäre mir eben recht, antwortete Barbe; ich bin froh, daß ich so weit bin; wer hilft uns denn?

denn?,, und damit ging sie fort. Marie legte ihren Korb an einen Baum, und holte noch etliche gute Weiber nebst einer Hebamme aus dem Dorfe, weil es ihr nicht möglich war, sie allein fortzutragen, und hatte die Freude, daß Mutter und Kind durch ihre Sorgfalt gerettet und beym Leben erhalten wurden.

Alle gute Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Marien, aber Barbe ward als eine Lieblose verachtet.

Wer deiner Hülfe bedarf, der ist dein Nächster, dem sollst du helfen wie du kannst. Luc. 10, 29 — 37.

157. Das eigensinnige Ehepaar.

Klaus hatte, so wie seine Frau, von den Eltern und in der Schule, eine schlechte Erziehung und schlechten Unterricht erhalten. Beide waren niemals gewöhnt worden, andern Leuten etwas zu Gefallen zu thun, oder etwa zu denken: So wie du gern siehest, wenn dir deine Fehler vergeben werden, so vergieb auch andern Leuten ihre Fehler, und so lange du nicht vollkommen bist, so erzürne dich nicht so sehr über die Unvollkommenheiten der andern. Einer trage des andern Schwachheiten mit Geduld und Langmuth, so wird das Gebot Christi erfüllet se. Kurz, alles dieses dachte und that dies Ehepaar nicht. Eins lebte immer dem andern zuwider, und keiner konnte

konnte den Grund angeben, warum? Klaus fuhr die Leute hart an, wollte alles besser wissen, und widersprach jedermann. Seine Frau zankte sich beständig bald mit ihm, bald mit dem Gesinde, welches ihr nichts gut genug machen konnte. Die Mägde mußten mehrentheils nackend und bloß von ihnen laufen, und kein Mensch mochte ihr Freund seyn.

Aber es war auch nichts als Gluch und Unsegen in ihrem Hanse. Die Frau hatte sich krank geärgert und gekränkt, elende sieche Kinder hatte sie geboren, die das Bild des Verdrusses, der beständig im Hause war, auf ihren Gesichtern trugen. Sehr oft war Klaus bestohlen, oder hatte Prozesse, die ihm das meiste kosteten, weil er meistens Unrecht hatte. Kurz, sie kamen auf keinen grünen Zweig, und ihren Kindern hinterließen sie ein geringes Erbgut.

Es sey dir nichts so sehr als Eigensinn verhaft!

Durch ihn wird man der Welt, so wie sich selbst, zur Last.

158. Die Kindtaufe.

In einem Dorfe war der Gebrauch, daß der Vater an dem Tage, an welchem er sein Kind taufen ließ, alle seine Auerwandten und übrigen Gevatter zu sich bat, um mit ihnen recht froh zu seyn. Es wurde in der Stube, in welcher die

die Wöchnerin lag, gegessen, getrunken, getanzt und gesungen. Daraus entstand aber viel Unheil. Jährlich starb fast die Hälfte von den Wöchnerinnen im Dorfe, und niemand wußte, was eigentlich daran Schuld war. Endlich bekam das Dorf einen neuen Prediger. Dieser bemerkte die traurigen Folgen solcher Kindtaufenschmause nur gar zu bald, und suchte gleich in der ersten Leichenpredigt, die er einer jungen Wöchnerin halten mußte, seine Gemeinde davon zu überzeugen, daß ihre Zusammenkünfte am Kindtaufentage das zu viel mit bestrügen. Viele schüttelten darüber die Köpfe. Die klügern aber dachten der Sache nach, und stimmten ihrem Prediger bey. „Der Mann hat Recht, hieß es; thut uns doch allezeit der Kopf weh von dem Broden, der in der Stube ist; wie muß nun nicht so einer Frau zu Muthe seyn, die mitten unter uns im Bette liegt, und sich den größten Zwang anthut? „ — Sie überlegten nun mit ihrem guten Prediger, wie der Sache abzuhelpen wäre, und beschloßen künftig die Taufe ihrer Kinder — mit Bewilligung ihrer Obrigkeit — wenn die Noth sie nicht erforderte, so lange aufzuschieben, bis auch die Mutter dabey seyn könnte. „Der Gott, sagten sie in der Vorstellung, die sie deshalb ihrer Obrigkeit machten, der uns unsre Kinder schenkt, wird sie darum nicht verstoßen, wenn sie nicht gleich in den ersten Tagen der Geburt feyerlich zum Christenthum eingeweiht oder getauft werden, und

und sollten sie ja vorher sterben, sie deshalb nicht von der Seligkeit ausschließen *). „ Die weise Obrigkeit billigte ihren Vorschlag, und wenn von der Zeit an ein Kind sollte getauft werden, so kam die ganze Gemeinde im Gotteshause zusammen, der Prediger richtete den Gottesdienst danach ein, ließ ein Danklied für die Ankunft des neuen Erdenbürgers singen, und hierauf brachten die Eltern ihr Kind selbst zur Taufe, wobei dann eine zweckmäßige Rede an die Versammlung vom Prediger gehalten wurde. So wurde nicht nur diese heilige Handlung feyerlicher, sondern es blieben auch viele Mütter am Leben, und hatten die Freude, ihre Kinder aufzuziehen; denn von der Zeit an war es etwas seltenes, wenn eine Wöchnerin starb. Dieser Taustag aber war nun für die Familie jedesmal ein Freudentag.

*) Unleugbar ist und soll die Taufe bey uns feyerliche Aufnahme in unsre ähßere Religionsgesellschaft seyn. Neugeborene Kinder, die schwach sind, bedürfen ihrer gar nicht, wenn sie früh wieder sterben. Aber in dem Begriffe jeder solennen Receptionshandlung liegt es doch ganz gewiß, daß sie in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Mitgliedern einer solchen Gesellschaft geschehen muß, in die man aufgenommen werden soll. Man nimmt ja nicht einmal einen Junst, oder Sildegenossen auf, ohne daß die Mitglieder des Gewerbes sich versammeln. Aber unsre Taufen geschehen in ledigen Kirchen nach geendigter Versammlung. s. Eusebia 2 Bd. 28 St. p. 61.

O wie vieles könnte zum Besten der Menschheit verbessert werden, wenn man nur ernstlich unterjuchte, was alles einer Verbesserung bedürftig wäre, und dann den Willen hätte, die Verbesserung wirklich vorzunehmen!

159. Die Stiefmutter.

Louise heirathete einen Wittwer mit drey kleinen Kindern. An ihrem Hochzeitstage betete sie zu Gott, und sprach: Ach Herr, mein Gott! Das Schicksal aller Menschen kommt auf deinen Willen an. Ich soll die Gehülfin dieses Mannes werden; indem ich an die Stelle seiner verstorbenen Frau trete, auch ihre Pflichten übernehmen, und Mutter dieser armen verlassnen Kinder werden. Es mag aber dieses wol eine schwere Sache seyn. — Doch ich gelobe und verspreche es dir, du allwissender Gott, weil ich heute den aufrichtigen Vorsatz dazu habe. Alle Tage meines Lebens will ich mich an diesen Vorsatz erinnern, hilf mir, o Gott, daß ich ihn vollbringe!

Als sie aufstand, nahm sie ein rothes Band, und knüpfte es an ihr Bette, und sagte zu sich selbst: So oft ich dieses Band sehen werde, will ich mich meines guten Vorsatzes erinnern.

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu behalten wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth, weil es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eignen und ihres Mannes Kindern die nöthige Unparteylichkeit zu behaupten und gerecht zu handeln.

160. Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geizig, oder unversändig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Erdtosseln ohne genugsames Salz zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einstmals sehr weinte, da sagte ihr ein verständiger Mann, der es wohl wußte. „Ach, antwortete sie ihm, wie weiß unser eins das? und dann ist das Salz theuer. Erdtosseln in der Asche gebraten und Mehlsuppe ist bald gemacht, und man wird doch auch satt davon.“ Liebe Frau, erwiederte jener, satt werden ist nicht die Hauptabsicht des Essens, sondern dadurch genährt und gestärkt zu werden. Und beides würde besser geschehen seyn, wenn ihr eure Kinder je öfter je besser zwischen den Erdtosselmahlzeiten auch hättet bloße gesalzene Brodtsuppen und Buttermilch mit Brodt

Brodte essen lassen; oder die vortreflichen gesunden Mohrrüben (Möhren) statt der Erdoeffeln zur gewöhnlichen Kinderspeise gewählt hätten. Sie sind nicht in jedem Jahre gesund, und wenn sie es auch wären, so essen doch Kinder mehrentheils derselben recht viel, und übersfüllen damit den Magen; daraus aber entsteht nun eine starke ungewöhnliche Ausdehnung desselben, die ihnen schädlich werden kann. Sie verfallen gar leicht auf Vielfresserey. Gewiß, eure Kinder lebten noch, und blühten wie die Rosen. „Nun, sprach die gute Frau, wenn mir Gott wieder Kinder schenkt, will ichs doch auch so machen.“

Es ist nicht alles gesund, was man essen kann, nicht zu allen Zeiten dasselbe, und manches hört auf schädlich zu seyn, durch die Verbindung, in welcher es genossen wird.

Unwissenheit tödtet zuweilen.

161. Ein Wort für Mütter.

Eine Mutter schaffte sich, damit es ihren Kindern nicht an guter Abwartung und Aufsicht fehlen sollte, eine Kinderwärterin an, mußte aber zu ihrem größten Mißvergnügen sehen, daß keins von ihnen gern etwas mit ihr zu thun haben, und besonders das jüngste sich nicht von ihr wolte tragen lassen. Anfänglich glaubte sie, die Wärterin ginge nicht ordentlich in ihrer Abwesenheit mit den Kindern um, und überraschte

und beobachtete sie deshalb öfters heimlich — fand aber allemal, daß sie dieselben recht lieb- reich behandelte. Dies vermehrte ihre Verwun- derung.

Einst beklagte sie sich darüber in einer Gesell- schaft, welcher ein alter erfahrener Arzt mit bewohnte. „Sie können, sagte er, das beste Kindermädchen von der Welt haben, und es kann sich doch zutragen, daß die Kinder sich nicht gern mit ihr abgeben. Vielleicht hat Ihre Kinderwärterin einen unreinen Athem, der den Kindern zuwider ist, und da sie, wie Sie selbst sagen, unaufhörlich ihre kleinen Pflegebefohlenen aus Liebe am Munde hängen hat, und sie küßt, so darf Sie es nicht wundern, wenn Ihre Kin- der sich vor ihr scheuen.“

Bei der Gelegenheit sagte er den anwesenden Müttern ein Wort zur rechten Zeit, und machte sie auf allerley schädliche Gewohnheiten aufmerksam, die man bey Ammen und Kinder- wärterinnen nicht selten findet. „Kinderwärt- erinnen und Ammen, sagte er unter andern, pfle- gen, um geschwinder davon zu kommen, die Speisen und Getränke, die die Kinder genießen sollen, meistens durchs Blasen abzukühlen, und vermischen dadurch Theilchen vom daraufge- blasenen Athem mit der Masse selbst. Hat nun eine solche Person einen verderbten Athem, ist sie scorbutisch, schwindstüchtig, oder wol gar — ver-
ne

nerisch, wie soll da das Blasen in die Speisen des Säuglings gut thun? Viele nehmen wol gar, übrigens aus Vorsorge, das kleine Kind nicht zu verbrennen, die Speise erst in den Mund, oder kauen die Semmel u. dgl., die das Kind genießen soll, und theilen auf die Art dem Kinde nicht bloß ihren giftigen Athem, sondern auch sogar ihren Speichel mit. Eine Mutter, die ihr Kind lieb hat, darf so etwas durchaus nicht geschehen lassen, weil dadurch, so wie durch das Küssen auf den Mund, oder wol gar durchs Züngeln — Unreinigkeiten und Krankheiten in die Lungen und den ganzen Körper der Kinder hineingebracht werden können. „

Die Mutter stellte hierauf ernstliche Beobachtungen über ihre Kinderwärterin an, und fand, daß wirklich der unreine Athem und das viele Küssen an der Abneigung der Kinder gegen sie Schuld war. Sie miethte sich eine andere, die sie vorher sorgfältig hatte prüfen lassen, und diese erwarb sich in wenig Tagen die ganze Liebe und Zuneigung ihrer Pflegebefohlenen.

Wer noch daran zweifelt, daß Ammen und Kinderwärterinnen den Grund zu vielen Krankheiten und bösen Gewohnheiten bey den Kindern legen, der beherzige das ernstlich, was hier der alte Arzt gesagt hat.

162. Die schlimme Frau.

Lucie war so abgünstig, daß sie sich selbst nicht satt aß, und auch nicht leiden mochte, daß jemand in ihrem Hause satt wurde. Sie buck solch Brodt, daß es keiner essen oder verdauen konnte, damit es desto länger vorhalten möchte. Das Zeug wurde nicht oft gewaschen, weil sie fürchtete, es möchte dünne gerieben werden. Ihre Kinder sollten, um das Schulgeld zu sparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas schwächlichen Manne begegnete sie hart, und kränkte ihn mit beständigem Lermen und Schelten, wenn er etwa den Schimmel vom Brodte schabte, bevor er es aufschnitt, oder eines Dienstaboten sich annahm, dem offenbar Unrecht geschah. Wenn sie Korn maß zur Saat, so strich sie es immer wieder halb aus dem Scheffel, und betrog damit ihren eignen Acker. Kurz, es war eine recht schlimme Frau.

Einstmals kam ein Aschenhändler zu ihr, und sie verhandelte ihm alle ihre Asche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Heerde lag; so raffte sie dieselbe eiligst zusammen, und schüttete sie in eine Vorkammer. In der Asche war eine Kohle, die faßte Gluth, und in wenig Stunden brannte ihr Haus lichterloh. Eine Magd hatte sie sehen die Asche verstecken, diese gab es ben den Gerichten an, und Lucie ward auf einige Jahre zu schwerer Strafe gezogen.

Es

ihr sie nicht eher thatet; geht ein gut Exempel, und überlaßt es dann Gott, die Eurigen zu versorgen. Die Kranke war dieser Ermahnung gehorsam, und der Prediger empfing von ihr einen Theil der entwendeten Geldsumme, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihr diese schlechte Handlung um Gottes willen zu vergeben, und Geduld mit ihr zu haben, sie wolle das übrige nach und nach abtragen. Der Herr nahm das Geld, und ließ die Kranke seiner herzlichen Verzeihung versichern, die nun getröstet und ruhig starb. Nach ihrem Tode schenkte der rechtschaffene Herr dieses Geld den Hinterlassenen, und nun hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Eine Sünderin hatte einen starken Beweis ihrer aufrichtigen Besserung und ein sehr gutes Beyspiel gegeben. Der Herr hatte Christliche Wohlthätigkeit bewiesen, und die durch der Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie genoß nun durch des Herrn Gnade mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen blieb, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte. 2 Mos. 22, 3-7.

164. Der dumme Spaß.

Eine Frau schickte ihr Dienstmädchen nach der albernsten Gewohnheit in den April, indem sie ihm einen verdeckten Korb, der mit Eisen bes
schwert

schwert seyn sollte, an einen gewissen Ort zu tragen befahl. Der Korb war so schwer, daß einige Vorübergehende, welche sahen, daß die Last die Kräfte des Mädchens überstieg, ihm den Rath gaben, ihn abzusetzen. Dies geschah, und als man nachsah, was darinnen sey, waren es — Steine. Die Betrogene, welche sich erhoben und abgeängstigt hatte, schämte und ärgerte sich so heftig, daß sie in eine hitzige Krankheit verfiel und in wenigen Tagen starb. — Hätte die Frau bedacht, daß ihr ungesalzener Spas ein so schlimmes Ende nehmen, und sie eine Mörderin dadurch werden könnte, so hätte sie ihn gewiß unterlassen.

Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun!

165. Der Herr kommt.

Barbe und Margrethe zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorn gereizt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufgehoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und eine jede ging still zu ihrem Geschäfte.

So wie hier der bloße Gedanke: „was wird dein liebevoller Herr von deiner Handlung urtheilen?“, den Ausbrüchen einer der heftigsten

Leidenschaften Einhalt that; so vermag es gewiß auch in allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde der Gedanke an den alleswissenden und allenthalben gegenwärtigen Gott. Gott ver-
 gessen ist die wahre Ursach der Sünde. Sagt also niemals: Die Verführung war mir zu stark, die Versuchung zu unüberwindlich — der Teufel verblendete, verleitete mich. Bekennet vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daß Gott denen, die ihn suchen, d. i. die aus Liebe zu ihm das Gute thun, und das Böse lassen, ein Vergelter seyn werde; ich hatte nicht genug Fleiß daran gewendet, mit Gottes Wort im Voraus meine Seele zu nähren und zu stärken, ich hatte dessen Erklärung in der Predigt veräumt, den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsin-
 nigen aber gesucht. Ich glaubte nicht, daß es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey. Am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen, und böser Gewohnheiten loszuwerden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan; gewiß, mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können.

166. Vom glauben und nicht glauben.

Der Lehrer. Wenn einem Reisenden, der bey eintretender Nacht und in einem unsichern Lande sich verirrt hat, jemand begegnete, der sich des Verirrten erbarmte, so daß er ihm nicht allein den rechten Weg sagte, sondern ihn auch selbst darauf brächte; was müßte der Verirrte billig thun?

Das Kind. Ihm danken, und den gewiesenen Weg betreten.

L. Aber bald wieder den Weg verlassen?

K. Nein; sondern eben darauf sehen, daß er ihn nicht verlähre, und so lange darauf bleiben, bis er ihn an Ort und Stelle gebracht hätte.

L. Oder, wenn du ins Wasser gefallen wärest, und ich hielte dir ein Seil hin, um dich daran herauszuziehen, was müßtest du thun?

K. Das Seil ergreifen.

L. Aber wenn ich dich nun bald herausgezogen hätte, müßtest du dann wieder loslassen?

K. Nein; sondern es so lange fest halten, bis ich gerettet wäre.

L. Oder wenn ein Arzt, der alle Kennzeichen eines verständigen Arztes hätte, hilflosen Kranken helfen wollte, wäre da nicht Zutrauen des Kranken Pflicht?

K. Allerdings.

L.

L. Und wodurch müßte der Kranke dieses Zutrauen gegen den Arzt beweisen?

R. Er müßte seinen Vorschriften gehorsam seyn, dessen Einrichtungen, wenn sie ihm auch unangenehm wären, sich gefallen lassen, ihn für die geleistete Hülfe lieben und ihm dankbar seyn.

L. Also ist hier zweyerley Geschäft. Das eine ist das Geschäft des Helfers, und das andere des Hülfbedürftigen. Wenn jeder das Seinige thut, dann erfolgt Rettung. Wenn ich dir nun in deiner Noth zuriefe: Bediene dich des Mittels zu deiner Rettung, und du meintest vorerst nicht, daß es ein gutes Mittel wäre, könnte dich dann mein bloßer Zuruf retten?

R. Nicht wohl.

L. Oder: du wolltest aus Trägheit oder Eigensinn dich des angebotenen Mittels, wenn du es auch für gut hieltest, nicht bedienen, würde dir dann dadurch geholfen werden?

R. Eben so wenig.

L. Oder: du versuchtest es auch wirklich, liehest aber bald nach, etwa bey der geringsten Schwierigkeit?

R. Auch dann läge die Schuld an mir, wenn ich nicht gerettet würde.

L. Wende nun dieses Gleichniß auf die wichtigen Lehren an, die du von dem erhältst, was von Gottes wegen geschehen ist, damit die Menschen

ſchen von Unwiſſenheit und Irrthum befreit, oder, wie es die Bibel nennt, aus der Finſterniß erlöſet oder errettet, und durch Jeſum, das iſt, durch Befolgung ſeines Rathes und Beſpiels glücklich würden; und du wirſt dieſe Lehren, oder wie es mit Einem Worte heißt: die Religion, beſſer verſtehen und höchſt vernünftig finden.

R. Ja, lieber Lehrer, denn ich verſtehe jezt ſchon beſſer, was das heißt: wer glaubt, wird ſelig; wer aber nicht glaubt, bleibt unglücklich.

L. Nun, ſage mir, wie du das verſteheſt?

R. Das heißt ſoviel, als: Wer das zu wiſſen und zu thun für nöthig hält, was ihn Gott durch Chriſtum und ſeine Apoſtel über Recht und Unrecht hat lehren laſſen, und was ihm ſeine Vorgeſetzten und Lehrer in Kirchen und Schulen verſtehen helfen, der wird dadurch verſtändig, und alſo zum Genuß alles wahren und dauerhaften Guten, mithin zur Seligkeit, immermehr geſchickt. Wer das aber verachtet, und weder es zu wiſſen ſich bekümmert, noch es, wenn er es weiß, zu thun für nöthig hält, der verſinkt immermehr in Irrthum und böſe Gewohnheiten, und ſchickt ſich alſo ſo wenig zur Glückſeligkeit, als die Glückſeligkeit ſich für ihn ſchickt. Coloff. 1, 12. 13.

167. Der Frühling, ein Bild der Auferstehung.

„Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!“, so sprach einst ein Vater zu seiner zwölfsährigen Tochter, als nach langem kaltem Wetter im Frühjahr der Südwind gelinde Witterung brachte. Ihm folgte fruchtbarer Regen, und Wohlgeruch erfüllte die Luft. Wo vorher die Farbe der Verwesung, ein falbes Grau die Gegend bedeckte, da blickten in wenigen Stunden die Spitzen der ersten Frühlingskräuter hervor, und ein liebliches Grün wurde nun allmählig der Fluren herrschende Farbe. Solche Gelegenheiten, wo sich jede menschliche Seele frohen Empfindungen öffnet, nützte der Vater sorgfältig, um seinen Kindern die ersten und bleibenden Eindrücke der Religion zu geben. Auch diesmal wollte er durch die Anrede: „Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!“, ein Gespräch veranlassen, welches ihm Gelegenheit darböte, seiner Tochter eine der tröstlichsten Wahrheiten, die die Religion lehrt, nemlich die Auferstehung oder Wiederherstellung des ganzen Menschen glaubwürdiger zu machen; und er verfehlte seinen Zweck nicht, denn bald antwortete ihm seine Tochter:

Z. Lieber Vater, färbt denn der Regen alles grün?

B.

B. Mein, meine Tochter, sondern Gott hat das Grünen, oder das Bestreben wieder grün zu werden, in die Pflanzen selbst gelegt, und sie warten nur auf den Zeitpunkt, da die mildere Bitterung es ihnen erlaubt.

E. Aber sie waren ja fast alle todt und verwelkt, noch vor wenig Tagen.

B. So schienen sie zwar, aber in jeder war doch ein lebendiger Keim, der so lange schlief, bis ihn der mildere Frühling weckte, um sich durch Wachsthum in Blättern und Blüthen lebendig zu zeigen.

E. Lieber Vater, dieser Keim macht es wol, daß die neue Pflanze wächst?

B. Ja wol! im Keime ist das Leben der Pflanze. Und man kann sie im Kleinen schon ganz darin sehen, wie die Gelehrten durch ihre Vergrößerungsgläser bemerkt haben.

E. Also der Keim ist nicht die vorige Pflanze?

B. Nein; sondern er ist das Beste, was von der vorigen Pflanze bleiben konnte. Denn etwas mußte sie der Erde, von der sie so lange genährt worden war, wiedergeben, nemlich die abfallenden Blüthen, ihre verwelkenden Blätter, manche verwesende Frucht, und oft ihren ganzen Stamm, welches alles abstirbt und zur Erde wird.

E. Aber, lieber Vater, wenn wir sterben, dann wird wol unser Leib ganz verwesen? Genug, daß unsre Seele lebt.

B.

B. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unsre Seele nie ohne einen gewissen Körper menschlich wirken kann. Daher hat uns Gott in seinem Wort versprochen, unsre Seele zu seiner Zeit mit ihrem Körper wieder zu vereinigen. Dieses wird die Auferstehung der Todten genannt, welches denn so viel heißt, als die Wiedervereinigung der auf eine Zeitlang getrennten wesentlichen Stücke des Menschen.

F. Sagt mirs doch, lieber Vater, was ist denn eigentlich der Tod?

B. Der Tod ist die Unbrauchbarkeit aller Sinneswerkzeuge und Glieder zum fernern irdischen Leben.

F. Und was ist die Beerdigung oder das Begräbniß der Todten?

B. Sie ist das Säen des Saamens vom künftigen Menschen, damit der im Körper liegende Keim des vollkommnern Leibes in der Erde zur Verwandlung tüchtig werde.

F. Und die Auferstehung?

B. Das ist die zweyte Geburt des verwandelten Menschen aus der Erde, der nunmehr zum bessern und unvergänglichen Leben reif und tüchtig ist.

F. Nun, Vater, will ich mich auch nicht mehr so sehr vor dem Tode fürchten, da ich weiß, wozu er mir hilft.

B.

B. Liebe Gott, gutes Kind, und halte seine Gebote, so kannst du im Leben und im Tode getrost seyn. Denn Gott hat alle seine Geschöpfe lieb, und ihre Veredlung oder Verbesserung war die Absicht des Schöpfers.

E. Aber, lieber Vater, was ist denn für Ähnlichkeit zwischen dieser Begebenheit in der Natur, die wir heute bemerkt haben, und unsrer künftigen Auferstehung? Sagt mir das doch noch einmal, ich will es auch gewiß behalten, und mich dessen oft wieder erinnern.

B. Erstlich: Es ist Gott ein leichtes, alles, was erstorben schien, wieder zu beleben. Was hier der warme Regen that, kann dann sein allmächtiger Befehl bewirken.

Zweytens: In allem, was dagewesen ist, liegt ein Keim fortzuleben, oder in neuer Gestalt wieder zu erscheinen.

Drittens: Auch in uns wird Gott dazu die Anlage gemacht haben, sonst wären wir schlechter als eine geringe Pflanze.

Die Beobachtung dessen, was jährlich und täglich geschieht, oder der Begebenheiten in der Natur kann uns die Lehren der Religion glauben helfen, aber nur dann, wenn wir im Denken geübt sind, und überhaupt an Erweiterung unsrer Erkenntniß über Gott und uns selbst Freude finden. 1 Cor. 15, 35-38.

168. Die Trauerkleider.

Ein Gespräch.

Auf einem Dorfe, wo der Gebrauch noch war, daß die Anverwandten bey der Beerdigung eines Verstorbenen ein Traueressen gaben, woran auch der Prediger Antheil nahm, kam das Gespräch auf die Trauerkleider. Eine von den anwesenden Weibern warf die Frage auf: Aber, Herr Pastor, man spricht jetzt in der Stadt viel von Abschaffung der Trauer, was halten Sie denn davon?

Pr. Liebe Frau, ich habe der Sache so nachgedacht, und gefunden, daß das viele Trauern mit Kleidern ganz vergeblich, ja öfters gar schädlich ist.

Fr. Nun, so möchte ich doch wissen, warum es Ihnen nicht gefällt. Ich halte es für eine Versündigung gegen den Verstorbenen.

Pr. Und die ist es am wenigsten. Sagt mir einmal, um wen trauern wir denn eigentlich? nicht wahr? um den Verstorbenen? Was hilft es nun aber dem Todten, der auf der Bahre oder schon in der Erde liegt, wenn wir uns schwarz angezogen haben? Dem Todten kann es gleichviel seyn, ob wir graues, rothes oder blaues Zeug anziehen. Ist er ein guter Mensch gewesen, so tragen wir durch unsre Trauer zur Vermehrung seiner Glückseligkeit nichts bey; und war er ein schlechter Mensch, so wird er dadurch um

kein

fein Haar besser und glückseliger, und wenn wir das ganze Jahr hindurch kohlschwarz gingen.

Da mögen Sie wol Recht haben, Herr Pastor, erwiederte eine andere Frau, aber wenn wir keine Trauerkleider mehr anziehen wollen, so können ja die Leute denken, es wäre uns nichts an dem Verstorbenen gelegen gewesen!

Pr. So denken allerdings noch viele Leute, aber das ist eben nicht recht, daß die Liebe immer noch nach den schwarzen Kleidern abgemessen wird. Mancher geht ein ganzes Jahr in kohlschwarzer Kleidung, und ist doch in seiner Seele herzlich froh, daß der, um den er trauert, gestorben ist.

Fr. Wenn es nun aber wirklich jemandem sehr leid thäte, daß ein Verwandter gestorben ist, dann, dünkte ich doch, könnte er auch um desto eher Trauerkleider anziehen.

Pr. Wenn es jemandem wirklich sehr leid thut, so braucht er auch keine Kleider, denn da wird man es ihm wol ohnedies ansehen, daß ihn der Verlust schmerzt. Wenn man aber nur um den trauern wollte, der einem lieb und angenehm war, so müßte man auch um jeden andern guten Freund und gute Freundin, die einem in ihrem Leben auch lieb und werth war, Trauerkleider anlegen; aber wer trauert gewöhnlich um die?

Fr. Freylich verdiente es ein bloßer Freund oft mehr, daß man um ihn trauerte als ein naher Anverwandter. Man kann sich aber doch besser an den Verstorbenen erinnern, wenn man etwas Schwarzes angezogen hat.

Fr. Wenn man deswegen Trauerkleider anziehen wollte, um mehr an den Verstorbenen zu denken, so könnte jedes andere Zeichen dazu dienen seyn. Allein eines solchen Zeichens braucht es nicht. Wem der Verstorbene lieb und werth war, der wird sich auch ohne Zeichen an ihn erinnern, und wem er bey seinem Leben nicht lieb war, bey dem wird auch das Zeichen der Trauer keine Liebe hervorbringen. Trauerkleider sind also, meiner Meinung nach, vergeblich.

Fr. Sie sagten aber gleich anfänglich, das Trauern wäre auch schädlich. Wie verstehen Sie das?

Fr. Sagt mir einmal, wie ist denn gekommen, daß unser Grundmann, der da unten im Dorfe wohnt, so arm geworden ist? Er war ja vor 5 Jahren noch in guten Umständen, und niemand kann ihm schuldgeben, daß er lüderlich oder faul gewesen sey.

Fr. Ja, das macht sein vieles Hauskreuz. Seine selige Frau lag ihm ein ganzes Jahr lang krank, ehe sie starb.

Fr.

Vr. Das mag ihm allerdings viel Geld gekostet haben, er mag auch wol öfters durch ihre Krankheit seyn verhindert worden, Geld zu verdienen. Hat er denn auch um sie getrauert, als sie starb?

Vr. Das versteht sich! Er ließ nicht nur der Verstorbenen ein Todtenkleid machen, sondern trauerte auch mit allen seinen Kindern ein ganzes Jahr recht tief um sie.

Vr. Hatte er denn die Trauerkleider alle vorrätzig liegen?

Vr. Nein; es war lange Zeit niemand in seiner Familie gestorben, er mußte sich also die Trauer ganz neu anschaffen.

Vr. Das mag ihm wol viel Geld gekostet haben!

Ein Bauer. Im Vertrauen gesagt, er hat damals ein Capitälchen bey mir geborgt, und ich werde wol das Geld nicht wiederbekommen.

Vr. Seht ihr, lieben Freunde, wie nachtheilig für manchen die Trauer werden kann, und wie sehr sie die ganze Wirthschaft zerrüttet, und Sorgen und Bekümmerniß ins Herz bringt. Der gute Mann würde nicht in solche elende Umstände gekommen seyn, wenn er seine selige Frau mit seinen Kindern in den Alltagskleidern beweint und betrauert hätte. Ich könnte euch gar viele Beispiele von Leuten anführen, die durch Trauer-

kleider in tiefe Schulden gerathen sind. Wer klug ist, spiegelt sich an solchen Exempeln.

Die ganze Gesellschaft. Herr Pfarrer, wir danken Ihnen für die gute Belehrung. Sollte uns der liebe Gott über lang oder kurz durch einen Todesfall heimsuchen, so wollen wir an das denken, was Sie uns jetzt gesagt haben, und Ihnen folgen.

169. Das Examen.

Sophie war einst bey ihrer Anverwandtin Barben zum Besuch. Nach Tische suchte ihr diese von der Fähigkeit und Erkenntniß ihrer ältesten Tochter eine Probe zu geben. Komm her, rief Barbe, du kleine Klugheit, sag geschwinde auf, was du gelernt hast! Mit dem größten Widerwillen schlich die Tochter heran, und nun plapperte sie zuerst ein langes, ihr ganz unverständliches Lied, darauf ein Hauptstück aus dem Catechismus, dann das Vater Unser, und endlich einen schweren Psalm, aber ohne alles Gefühl des Inhalts, in dem widrigsten Tone, so schlecht daher, daß, weil sie die Unterscheidungszeichen nicht beobachtete, der Athem ihr oft stehen blieb, und man deutlich sah, daß sie sich keines Gedankens dabey bewußt war. Seht ihr, liebe Sophie, sprach Barbe, als das Töchterchen nun endlich schwieg, wie unfre Kinder hier gut lernen! So viel konnte ich lange nicht,

nicht, als ich wie das Mädchen war. Sophie, die wol wußte, daß derjenige, der so etwas — gut lernen heißt, und dergleichen Unterricht zu loben fähig ist, fast unverbesserlich sey, schwieg betrübt still, und dankte blos in ihrem Herzen Gott, daß ihre Kinder einen bessern Unterricht erhielten. Als sie nun gar nichts sprach, da wurde Barbe empfindlich, und fragte sie, warum sie denn das Kind auch ganz und gar nicht lobte. „Liebe Nachbarin, antwortete Sophie, wir würden ja doch nicht eins werden, wenn ich auch alles das sagte, was mir jetzt auf dem Herzen liegt. Ueberdem ist es schon spät, und wenn man von wichtigen Sachen einmal anfängt zu reden, so muß man auch Zeit haben, mit solchem Gespräch fertig werden zu können. Ein andermal will ich euch über diese Sache meine Gedanken wol sagen. Jetzt wünsch' ich euch eine gute Nacht.“

Wer nur viel Worte, aber ihren Sinn nicht weiß, der ist vielleicht schlimmer daran, als der ganz Unwissende. — Denn jener kann in den thörichten Stolz verfallen, sich schon für unterwiesen, und bloßen Wortkram überhaupt für hinlängliche Erkenntniß zu halten.

Wie klug war Sophie, daß sie hier schwieg! Sie hätte mit jeder Aeußerung der Wahrheit in diesen Umständen offenbar geschadet. Sir. 33, 4.

170. Der Alten = Theil.

Wilhelmine heirathete einen rechtschaffenen und fleißigen Jüngling, welchen ihr ihre alten Eltern vorgeschlagen hatten. Mit diesem lebte sie viele Jahre hindurch zur Freude der Alten recht vergnügt, und Gott segnete sie von Jahr zu Jahr immer mehr. Endlich entschloß sich der alte Vater, sein Vermögen seinem Schwiegersohne zu übergeben. Doch hatte er sich und seiner Frau auf ihre alten Tage ein hinlängliches Auskommen bedungen, welches ihm auch seine Tochter nebst ihrem Manne gern gönnte und gab, weil sie erkannte, daß sie doch alles Gute, was sie mit ihrem Manne genoß, der guten Erziehung und dem Fleiße ihrer Eltern zu verdanken hätte, besonders da sie selbst noch in ihrem Alter ihr nicht zum Schaden lebten, denn sie gingen ihnen freywillig bey Erziehung der Kinder, oder in ihrer Wirtschaft, so viel sie konnten, zur Hand, und halfen ihnen wenigstens, als sie schwach wurden, das ihrige im Hause treulich behüten. Ein solches liebevolles Betragen brachte nun den jungen Eheleuten in der That mehr Vortheil, als die Abgabe an die Eltern werth war. Denn sie konnten auch abwesend sich so gewiß auf ihre alten erfahrenen Eltern als auf sich selbst verlassen. Dagegen aber bezeugten die jungen Leute sich denn auch allemal herzlich dankbar, und es war eine Freude, zu sehen, wie

wie einträglich und friedlich es in diesem Hause zugeht.

Wie oft fehlt es in diesem Stücke bey Alten und Jungen! Sir. 3, 1:18.

171. Das Mohnöhl.

Ein Schullehrer nahm einst, als die Rede vom Oehlberge war, Gelegenheit, nach Anleitung des Noth- und Hülfsbüchleins von den verschiedenen Oehlen zu reden, die zum Brennen und bey Speisen können gebraucht werden, und, da er in einem Lande lebte, das sich zum Mohnbau schickte, so lenkte er besonders das Gespräch auf den Anbau dieses köstlichen Saamens.

Zuvörderst machte er seine Kinder auf die große Summe Geldes aufmerksam, die jährlich für Baumöhl, das öfters noch dazu verfälscht, unrein und — eckelhaft zu genießen wäre, aus dem Lande, das wir bewohnten, in solche Länder gebracht würde, die uns kein Geld wiederzulösen gäben.

Hierauf sagte er ihnen, sachverständige Männer hätten nach angestellten Versuchen gefunden, daß unter allen übrigen Oehlen das Mohnöhl das allerschwerste sey, und daß eben dieser Eigenschaft wegen eine Lampe mit Mohnöhl angefüllt weit rathsamer und sparsamer brenne, als eine andere mit Baumöhl, und daß man mit einem Pfund Mohnöhl im Brennen

32 Stunden weiter, als mit einem Pfund Baumöhl reiche, weil ein Loth Mohnöhl eine Stunde länger brenne als ein Loth Baumöhl. Man mache freylich den Einwurf, setzte er hinzu, daß die Mohnöhlflamme etwas dunkler brenne als die vom Baumöhl, allein man könne doch allemal zulänglich und ohne Schaden der Augen dabei sehen und lesen, und wenn man es nach dem Schlagen eine Zeitlang stehen und sich setzen ließe, hierauf einigemal abfällte, so brenne es alsdann auch heller. Die Kinder erwiederten, der Mohnsaame sey aber sehr theuer! Ja, antwortete er, da habt ihr Recht, aber eben daher kömmt der theure Preis desselben, weil er zu wenig gebauet wird. Würde das Mohnöhl erst in stärkerer Quantität geschlagen, so würde man es auch, wo nicht wohlfeiler, doch um eben den Preis haben als das Baumöhl.

Ferner redete er von der Freude und Ehre, die derjenige genieße, der auf seinem eigenen Boden etwas hervorbrächte, das eben so gut, ja oft noch besser und gesünder wäre, als das, was aus fremden Landen erst mit vielen Kosten müßte herbeigeschafft werden; und außer dem, daß durch den fleißigen Anbau des Mohns das Baumöhl zur Speise und zum Brennen entbehrlich gemacht werden könnte, gewönne man auch beim Schlagen des Oehls die sogenannten Mohnkuchen, aus denen eine Hausmutter, wenn sie zerrieben und mit weißem Mehl und
Milch

Milch gerührt werden, eine sehr schmackhafte und gesunde Suppe für das Gesinde zubereiten, und dabey die Butter ersparen könnte, weil solche Kuchen noch vieles Oehl in sich enthielten.

Als ihn hierauf seine Kinder fragten, ob man nicht auch das Mohlstroh brauchen könnte? so antwortete er: „Allerdings! es kann viel Brennholz dabey gespart werden, denn wenn das Stroh gut getrocknet wird, so thut es weit mehr Dienste in der Feuerung, als alle andere Arten von Stroh, weil die Stiele des Mohns sehr holzig sind. Nur muß man bey dem Verbrennen derselben vorsichtig seyn, denn sie machen eine völlig helle und recht schnelle Flamme. Sogar die ausgeschnittenen Mohnköpfe sind sehr gut im Kachelofen zu brauchen, indem sie eine anhaltende Gluth zuwege bringen. Auch der Bienenfreund, fügte er endlich noch hinzu, wird durch stärkern Anbau des Mohns sehr gewinnen, weil wenig andere Blumen den Bienen so viel Nahrung darbieten, als die Mohnblume. Die Kinder merkten sich das, und so oft sie im N. T. vom Oehlberge lasen, fiel ihnen das wieder ein, was ihnen der Lehrer von dem so nützlichen Mohnbau gesagt hatte.

Die Frage: mit welcher Art des Oehls kann man in der Haushaltung am wohlfeilsten und besten davon kommen? ist in unsern Zeiten gewiß keine unbedeutende Frage.

172. Die Wäsche.

Sophie war niemals geschäftiger und unversdrogner, als wenn sie eine Wäsche anstellen wollte. Weder ihr Mann, noch ihre Kinder, noch sonst jemand wurde dabei von ihr vernachlässiget, vielmehr verdoppelte sie alsdann ihre Aufmerksamkeit auf alles im Hause, und ließ es niemanden empfinden, daß es ihr sauer wurde. Trug es sich zu, daß gerade zu der Zeit, da sie wusch, das Wetter umschlug, und ihr das Waschen und Trocknen dadurch erschwert wurde, so blieb sie sich doch immer gleich, und ihr Gesicht war gegen jedermann so heiter, als ob es das allerbeste Wetter von der Welt zum Trocknen wäre. Einst bezeigte eine sonst gute Frau, die aber die Bequemlichkeit etwas stark liebte, ihre Verwunderung darüber, daß sie sich so eine Unruhe auf den Hals ludete, und meinte, sie könne ja leichter davonkommen, wenn sie ihre Wäsche außer dem Hause ums Lohn oder für ein Jahrgedinge waschen ließe. Das werde ich, antwortete Sophie, wenn mich nicht besondere häusliche Umstände dazu nöthigen, gewiß niemals thun. Meine brave Mutter — Gott lohne sie dafür im Himmel! hat mich so erzogen, daß mir das Arbeiten zur Lust geworden ist, und daß ich niemals verdrießlich werde, und sollte es mir auch noch so sauer werden. Ueberdem so hab ich auch die Hälfte meines Lebens mit Sammlung meines

Sei

keinenen Zeuges zugebracht, und kann es größtentheils als ein Werk meiner Hände ansehen; wer will mich also darum verdanken, wenn ich viel darauf halte, und es lieber selbst im Hause wasche, als daß ich es einer Lohnwäscherin preisgäbe? Lohnwäscherinnen verhelfen einer Hausfrau zu Luntten, sie schonen ihre Hände, greifen das Zeug mit zu starker Lauge und Kalk an, und streichen es mit der Bürste, um nur recht bald davon zu kommen. Die Frau schwieg, weil ihr ihr Herz sagte, daß Sophie Recht hatte.

Es hielten aber auch wenig Weiber so sehr auf Ordnung beym Waschen, als diese. Bey ihrer Verheirathung hatte es ihr noch sehr an Waschgeräthe gefehlt; sie kaufte sich aber von Zeit zu Zeit immer mehr dazu, so daß sie in etlichen Jahren alles, was zum Waschen gehörte, vom Troge bis zu den Klammern, welche die Wäsche auf der Leine fest halten, selbst besaß. Sehr ungern verlehnte sie davon etwas aus dem Hause an andere, am wenigsten an ihre lieberrliche Nachbarin, die immer borgen mußte, aus Besorgniß, ihr Geräthe möchte beschädigt oder verunreinigt werden, und es mußte eine recht gute Freundin von ihr seyn, wenn sie ihr ihre Waschleine zum Gebrauch leihen sollte, weil sie wußte, daß von unreinen Leinen die ganze Wäsche beym Trocknen mit einemmal kann verdorben werden. Eben darum ließ sie auch allemal zu mehrerer Sicherheit, wenn sie trocknen wollte, zuvor

zuvor

zuvor ihre Waschfrau mit einem feuchten Lappen über die aufgezogenen Leinen hinfahren, und eine andere Person mußte der erstern mit einem trocknen Lappen folgen, um nirgendwo eine Unsauberkeit an der Leine zu lassen. Ihre hölzerne Geräte mußten gleich nach dem Gebrauche wieder gereinigt und in kühle Kammern oder ins Gewölbe gebracht werden, um das Eintrocknen und Zerfallen derselben zu verhindern. Auch die Tragekörbe, die sie beym Waschen brauchte, durften zu keinem andern Gebrauch genommen werden, damit sie nicht schmutzig würden und die Wäsche besudelten. Eben so machte sie es mit ihren Waschkörben.

Wollte sie nun die Wäsche wirklich anstellen, so war das ihr erstes, daß sie einige Tage vorher jedes Stück, das gewaschen werden sollte, einzeln durchsah, und was wandelbar war, ausbesserte. Damit beugte sie öfters mit wenigen Stichen einem großen Schaden vor, den das Zeug hätte nehmen können, wenn sie sich nachlässig bewiesen, und die kleine Mühe des Ausbesserns gescheuet hätte. Das Ausbessern selbst geschah sehr sauber und mit der größten Feinheit; am liebsten that sie es mit solchen Fäden, welche zu der Feinheit deszeuges paßten. War das Ausbessern geschehen, so sortirte oder las sie die Wäsche ordentlich aus, legte die grobe Wäsche für sich, eben so auch die mittlere und die feine. Kleine Stücke heftete sie zusammen, damit sie nicht

nicht zerstreuet wurden. Ihr Mann hatte ihr ein Buch gekauft, worin von allem, was eine Hausmutter wissen muß, Unterricht gegeben wurde, aus demselben hatte sie gelernt, wie man die verschiedenen Flecken aus der Wäsche wieder herausbringen könne, und auch das versäumte sie niemals vor der Wäsche. Ferner hatte sie ihr besonderes Zeichen, welches sie allemal in ein neu gefertigtes Stück nähet, damit es ihr nicht konnte ausgetauscht werden, wenn etwa sonst noch jemand mit ihr zugleich trocknete. Außerdem schrieb sie sich auch noch alles Zeug, das in die Wäsche kommen sollte, besonders auf, und hielt sich zwey Wäschtafeln (s. hinten), welche mit weißen Linien unterzogen und in gewisse Fächer abgetheilt waren. In diese Fächer ließ sie sich vom Mahler die Zeugsorten mit weißen Buchstaben aufstreichen, und schrieb alsdann allemal die Zahlen drunter. Eine von diesen Wäschtafeln, welche mit der andern völlig gleichlautend war, behielt sie für sich, die andere aber hing sie an dem Orte auf, wo gewaschen wurde, weil sie das für das beste Mittel hielt, die Wäscherin, wenn sie etwa zur Untreue geneigt wäre, vom Stehlen abzuhalten.

Beym Anfange der Wäsche ließ Sophie erst alles, was gewaschen werden sollte, ausgenommen das bunte Zeug, 24 Stunden und länger in Lauge legen, damit der Schmutz losweichete, um alsdann nicht nöthig zu haben, die Wäsche stark

stark anzugreifen, denn durch vieles und starkes Reiben wird die Wäsche ohne Noth abgenutzt und dünne gemacht. Bey diesem Einweichen durfte aber nicht jedes Stück zusammengedreht oder so in den Trog gelegt werden, wie es eben in die Hände fiel; es mußte vielmehr alles einzeln auseinander gebreitet werden, damit die Lauge jedes Stück desto besser durchziehen, und auch mehr in den Trog gelegt werden konnte. Ganz feine Wäsche aber, imgleichen buntes Zeug, ließ sie nicht mit in Lauge, sondern blos in lauliches Wasser einweichen.

Sie machte sich auch ihr Waschen nicht unnöthiger Weise kostbar und theuer. Die Seife z. B. gab sie der Wäscherin nicht auf einmal, sondern stückweise, und wenn die Seifenstücke auf der Oberfläche sehr hart, rauh und uneben waren, so ließ sie dieselben von ihren Kindern vorher über und über dergestalt abschaben, daß jedes Stück Seife auf allen Seiten eine vollkommne Blatte erhielt, und nirgends etwas rauhes und unebenes mehr gefunden würde, weil sie wußte, daß unvorsichtige Wäscherinnen mit harter Seife das Zeug zu Schanden reiben. Das Abgeschabte brauchte sie alsdann zur Kochseife. So nahm sie auch am liebsten Fluß-, Teich-, und vorzüglich gern Regenwasser zum Waschen, weil das weich ist, und sich mit der Seife geschwinder vereinigt, da im Gegentheil ein hartes Wasser noch einmal so viel Seife

Seife erfordert, indem es die Seife zugleich mit hart macht.

Um den unangenehmen Seifengeruch aus der Wäsche herauszubringen, mußte dieselbe so lange in reinem Wasser hin und her bewegt, oder geläutert werden, bis das zuletzt herausgerungene Wasser ganz lauter und unvermischt von Seifentheilen erschien. Am Schillwasser, sagte sie, kann man sehen, ob die Wäscherin rein gewesen hat oder nicht.

Die gefochte Stärke, von welcher die Wäsche mehr Glanz und Festigkeit erhält, that sie alles mal vorher, besonders wenn sie nicht gleich stärkte, in einen Beutel von Mittelleinwand, und presste sie so lange durch, bis alle brauchbare Stärke aus dem Beutel heraus war, und verschütete damit, daß keine Klumpen oder zusammengebackene Theile davon in die Wäsche kamen und dieselbe verunstalteten.

Konnte das bunte Zeug nicht gleich nach dem Waschen und Läutern getrocknet werden, so legte sie es, losgedreht, auseinander gebreitet und mit kaltem Wasser reichlich übergossen, in ein besonderes hölzernes Gefäß, damit die Farben nicht in die weißen Felder oder Streifen des bunten Zeuges übergingen, das sonst leicht geschehen kann, weil das eng zusammenliegende gefärbte Zeug gern in eine Art von Gährung geräth, welche die Farbentheile losreißt und um sich her vertheilt.

Mädchenpiegel.

§

Wenn

Wenn sie trocknen wollte, so wählte sie allemal, wo möglich, einen Platz, der vor starken Winden geschützt war, weil ein starker Wind mehr grau als weiß trocknet, und auch die Stärke im Zeug davon sehr geschwächt wird. Solange, als das Zeug auf der Leine hing, mußte übrigens immer eine Person dabey seyn, damit kein Stück davon konnte gestohlen werden. Sobald alles trocken war, eilte sie zum Rollen, um mit der Wäsche zum Ende zu kommen. Es mußte aber jedes Stück, das gerollt werden sollte, vorher erst noch geradegezogen und gleichgelegt werden, weil das Zeug sonst, wenn dies nicht geschieht, durch das Rollen noch mehr verdorben wird. Dabey sah sie auch sehr darauf, daß das Zeug dicht und fest an und um die hölzernen Walzen gelegt wurde, weil sie keine Falten und Runzeln, die die Wäsche gar sehr verunstalten, darin leiden konnte.

Nun setzte sie sich endlich auch eine Zeit fest, wo sie ihr feines Zeug platten oder streichen wollte, und ging nicht eher davon, als bis sie ganz fertig war. Dabey brauchte sie aber auch zugleich die größte Vorsicht. Die Platte oder das Streicheisen z. B. setzte sie allemal auf ein besonderes Gefälle, versuchte auch vorher, ehe sie damit zu streichen anfang, auf einem schlechten Tuche, ob es etwa zu heiß sey, um keine Brandflecken in die Wäsche zu bekommen, welches sehr übel aussieht. Auch sah sie allemal nach dem Ein-

Einschieben des glühenden Stahls in die Platte nach, ob die Oeffnung derselben wohl verwahrt sey, um weder sich, noch die Wäsche, durch ein unvermuthetes Herausschießen des Stahls zu verbrennen. Um ihrem Tafel- und feinen Bettzeuge einen noch höhern Glanz und eine recht in die Augen fallende Schönheit zu verschaffen, ließ sie sich die Mühe nicht verdrießen, es hinter dem Rollen her noch besonders zu plätten, und wenn jemand dazu kam, der es für Ueberfluß hielt, so war sie allemal mit der Antwort bey der Hand:

Was einer Hausfrau recht viel Mühe macht, das macht ihr auch recht viel Ehre, wenn sie es unverdrossen und gut macht.

173. Wie und womit bringt man die verschiedenen Flecke aus der Wäsche?

Flecke von Wagenschmiere, Theer, Oehl-
schwärze aus den Schloßern an den Thüren,
müssen so bald wie möglich herausgebracht wer-
den. Dies geschieht durch ziemlich dickes Auf-
schmieren fetter Lichtschnuppen aus der Lichtpuge
auf den ganzen Fleck. Hat der Fleck einen oder
zwen Tage gestanden, so wird er mit heißem
Wasser und eingeschmierter Seife wieder so aus-
gewaschen, daß der Fleck ganz ausgeht. Man
kann auch Butter und Baumöhl auf solche Flecke
schmieren, weil sie die zähe Materie erweichen,
S 2 daß

daß sie darauf vollends mit Wasser und Seife ausgewaschen werden können.

Dinten- und Weinflecke bringt man mit scharfem Weinessig oder Zitronensaft heraus. Man kann auch unter 6 Tropfen Brunnenwasser ein bis zwey Tropfen Scheidewasser mischen. Nimmt man aber zu viel Scheidewasser, so wird die Wäsche zerfressen. Es muß aber nach dem Gebrauch des Scheidewassers das Zeug gleich ausgewaschen werden, sonst giebt es ein Maal.

Sind Eisen-, Rost- auch Spinnensflecke in die Wäsche gekommen, so nimmt man siedendes heißes Wasser in ein zinnernes Gefäß, welches etwas tief ist, hält das Zeug mit dem Flecke darüber, daß der Dampf aus dem Gefäße daran gehe, reibt sodann den Fleck mit Sauerampfer oder Zitronensaft, und wäscht hernach den Fleck mit Wasser und Seife ab. Auch das Sauerampfersalz aus der Apotheke thut die nemlichen Dienste. Man löset es in Wasser auf, beseuchet damit die Rostflecken, worauf sie gerieben, hernach aber ausgewaschen werden. Man trocknet sie an einer mit siedendheißem Wasser angefüllten zinnernen Theekanne, oder an einem andern zinnernen Gefäße.

Flecken von rothem Weine, besonders von Pontak, müssen sogleich, wie das Zeug von der Tafel kommt, in Buttermilch eingeweicht werden, daß sich der Wein nicht erst zu sehr in die Fäden einfrisst.

3f

Ist das Zeug durch allzulanges Liegen gelb geworden, so muß es ebenfalls in ein mit recht saurer Buttermilch angefülltes Gefäß gesteckt und darin gebeizt werden. Im Winter muß die Buttermilch zu diesem Gebrauche hinter dem Ofen in einer geheizten Stube stehen, daß sie recht sauer werde. Das darein gelegte Zeug muß ebenfalls mit Buttermilch in der warmen Stube stehen bleiben, weil die Buttermilch in der Kälte nicht genugsam eingreifen und ausziehen kann.

174. Verschiedene Gewürze, bey deren Einkauf und Gebrauch Vorsicht nöthig ist.

Muskatennüsse. Sie kommen aus Ostindien. Die Nuß umgiebt eine dreyfache Schale. Um den Kern selbst ist eine harte, dünne und schwärzliche; über dieser dann noch eine Decke, welche die vorige Schale nur zum Theil umgiebt. Sie ist zart und röthlich von Farbe, hat einen lieblichen Geruch und gewürzhaften Geschmack. Wie nennen sie fälschlich Muskatensblume. Es giebt länglichte und runde Muskatennüsse. Die erstern haben wenig Geruch und Geschmack, und sind von wilden Bäumen. Eine gute Muskatennuß muß schwer und dicht, auch fett, äußerlich runzlig, eisengrau, innerlich blaßgelblich und braungeadert seyn; dabey muß sie lieblich riechen, wenn sie gerieben wird, und einen heißen, beizenden

henden Geschmack haben, wenn man sie in den Mund nimmt.

Nägelein oder Gewürznelken. Sie sind eigentlich die halb reifen, oder die nicht zur Blüthe gelangten Fruchtkeime eines Baumes in Ostindien, dessen Blätter fast den Lorbeerblättern ähnlich sind. Sie werden hierauf an der Sonne getrocknet oder mit Bambusrohr geräuchert, wovon sie die schwarze Farbe bekommen. Gestoßene Nelken werden gern mit allerlei schlechtern Gewürzen vermischt, deßhalb kaufe man lieber ganze Nelken. Wenn sie dick, trocken, leicht zu zerbrechen sind, und wenn der kleine Knopf noch darauf ist, so sind sie gut. Sie haben neben ihrer erhitzenden und stärkenden Kraft auch die Eigenschaft, daß sie austrocknen. Man muß also bey dem Gebrauch derselben mehr Vorsicht als bey andern Gewürzen brauchen.

Zimmetrinde ist die Rinde eines Baums, der besonders auf der Insel Ceylon wächst. Wenn der Baum gewisse Jahre gestanden hat, wird er geschälet, und die untere Rinde, nachdem man die äußere unnütze Schale weggenommen hat, wird in der Sonne getrocknet, wovon sich die Rinde röhrenförmig zusammenrollt, und die schöne falbrothe Farbe bekommt. Mit dieser Rinde wird besonders viel Betrug getrieben. Gewinnfüchtige Krämer ziehen erst das Oehl zum Zimmtwasser heraus, und mischen dann die kraftlose unter die gute, verkaufen sie auch wol ganz allein

allein an Nichtkenner. Kaufe also am wenigsten gestoßene Zimmtinde. Guten Zimmt erkennt man daran, wenn die Rinde dünne und zart, von gutem, scharfen, doch süßen und lieblichen Geruch, und hoch von Farbe ist.

Pfeffer wächst auf der Insel Java, Sumatra und vorzüglich auf der malabarischen Küste. Der Strauch, worauf er wächst, hat mit unserm Weinstock oder Hopfen viel Aehnlichkeit. Die Pfefferkörner wachsen traubensförmig, jede enthält 20 bis 30 Körner. Sie werden, wenn sie gepflückt werden, 7 bis 8 Tage an die Sonne gelegt, wovon sie die schwarzbraune Farbe bekommen. — Da die gestoßenen Körner öfters mit Paradieskörnern oder Lorbeeren vermischt werden, so ist's rathsamer, ganzen Pfeffer zu kaufen. Guter Pfeffer muß dick, schwer und glatt, scharf und nicht zu schwarz seyn. — Man braucht ihn an Speisen, die zu weichlich schmecken und schwer zu verdauen sind, z. B. an Schinken, Würste, Bohnen, Gurken und Krautsallat u. dgl. Bauersleute brauchen zuweilen die Pfefferkörner mit Branntwein vermischt, als ein Mittel wider das kalte Fieber, welches aber nicht allgemein anzurathen ist, weil aus dem kalten Fieber leicht ein hitziges werden kann. Für die Schweine ist er ein Gift; nur wenige Körner können ein großes Schwein tödten. Hüte dich demnach, Pfeffer unter das Fressen der Schweine kommen zu lassen! — Der Spanische

Pfeffer, der hier zu Lande in Gärten gezogen wird, soll in den meisten Fällen die Stelle des schwarzen runden Pfeffers vertreten, da er fast noch schärfer und hitziger als dieser ist.

Ingwer ist die Wurzel einer Pflanze, die in Ost und Westindien wächst. Es giebt braunen und weißen. Der weiße ist theurer als der braune, hat aber keinen Vorzug weiter vor dem braunen. Seine Güte besteht darin, daß er frisch, trocken, nicht von Würmern durchfressen, auswendig röthlich grau, inwendig aber blaßgelb, starkriechend, harzig und von feinem hitzigen scharfen Geschmack sey.

Saffran ist ein Zwiebelgewächs, welches in Ungarn, Italien, Frankreich und England jetzt stark gebaut wird. Die purpur- und goldfarbene Fäserchen, die in der Mitte der Blume sitzen, machen eigentlich das köstliche Gewürz aus. Guter Saffran muß roth von Farbe, stark am Geruch, leicht am Gewicht, nicht schmierig oder naß seyn. Betrüger nehmen fleingeschabtes geräuchertes Fleisch, oder andere gelbrothe Blumen darunter. Man entdeckt den Betrug, wenn man solchen Saffran in ein wenig Alaunwasser beizet, und ein Läppchen Leinwand darauf legt, oder man fauet ein wenig von dem verdächtigen Saffran, und reibt ihn hernach auf der Hand, wodurch die schlechte Farbe des Saffrans ans Licht kommen wird. Auf dem Lande wird er zuweilen den Wöchnerinnen wider Verstopfungen

gen

gen gegeben. Das allergeringste Uebermaas aber kann unersetzlichen Schaden stiften. Denn der Safran ist, wenn zuviel davon gebraucht wird, ein zwar sanftes, aber wahres Gift. Er bringt ein übermäßiges Lachen hervor, stürzt sodann in Schlaf, erregt angenehme Träume, die sich aber mit dem Tode endigen.

Große Rosinen sind eigentlich Weintrauben, welche in warmen Ländern, wo süßer Wein wächst, an der Sonne getrocknet, und dann in Tonnen gepackt werden. Die Güte aller großen Rosinen besteht darin, daß sie rein, trocken, dick und nicht mager, hart, derb und durchsichtig seyn. Die Gewürzkrämer pflegen öfters veraltete, kleine magere Rosinen in verdünntem Zuckersirup aufzuquellen, oder wol gar nur damit zu besprengen und einzuschmieren.

Kleine Rosinen kommen von ganz kleinen, aber sehr süßen Beerchen her, in der Größe unserer Johannisbeeren. Man läßt die Beerchen an ihren Stöcken reif und trocken werden, da sie denn von selbst zuletzt abfallen. Daher kommt es, daß viele Steinchen und Sand öfters darunter gefunden werden. Beym Einkauf derselben muß man diejenigen wählen, die neu und nicht schimmlicht, klein und in großen Klumpen sind. Die Klumpen dürfen auch nicht umher weiß aussehen, weil das ein Zeichen ist, daß sie von Mäusen angegriffen sind.

Anmerkung.

Diesjenige Hausmutter, die ihre Hausgenossen bey Zubereitung ihrer Speisen an sanfte einheimische Gewürze gewöhnt, handelt sehr vernünftig. Jene ausländische Specereyen gehören für die Einwohner heißer Länder, die solcher starken Gewürze zur Stärkung ihrer von der Sonnenhitze geschwächten Fasern und zur Ersehung der durch die übermäßige Ausdünstung verschwundenen Nerven geister bedürfen. Daß dergleichen Gewürze in unsern Ländern nicht wachsen, ist zuverlässig ein Beweis, daß sie unserm Körper nicht zuträglich sind. — Die Stelle dieser ausländischen Gewürze vertreten bey uns, auf eine heilsamere und eben so angenehme Art, die bey uns wachsenden, mit mildern Eigenschaften versehenen Gewürze und gewürzhafte Pflanzen und Wurzeln, als z. B. Lorbeerblätter, Wachholderbeeren, Zwiebeln, Knoblauch, Kümmel, Coriander, Fenchel, Anis, Fenchel, Pfeffer, Salbey, Majoran, Thymian, Basilicum, Petersilie und Pfefferkraut (Saturey). Und wie viel Geld kann eine Hausfrau erhalten, wenn sie mit diesen uns in unsern Gärten zuwachsenden Gewürzkräutern ihre Speisen zurechtet!

175. Zulchen muß Lehrgeld geben, oder,
die verschimmelten Pflaumen.

Ein Landprediger, der ein Wittwer war, heirathete Zulchen, die in der Haushaltungskunst nicht unerfahren war, dabey aber den Fehler hatte, daß sie sich zu viel zutrauete, und alles vor sich machte, ohne vorher andere um Rath zu fragen. Diesem Prediger gehörte unter andern auch alles Obst, das auf dem Kirchhofe wuchs, welches größtentheils in Pflaumen (Zwetschen) bestand. Seine vorige Frau hatte alle Jahr das Obst, es mochte nun wohlfeil oder theuer seyn, verkauft, weil sie sich daran stieß, daß es vom Kirchhofe wäre. Diese aber, die die Ehre einer guten Hauswirthin haben wollte, nahm sich vor, das Obst, besonders die Zwetschen, zu welfen, um sie besser zu nützen, besonders da sie eben sehr wohlfeil waren. Ihr Mann lobte sie deshalb, als sie ihm ihren Entschluß mittheilte, bekümmerte sich aber nicht weiter um die Ausfuhrung desselben, besonders da sie ihm nichts wieder davon sagte. Sie schickte nun einen Korb voll Zwetschen nach dem andern zum Bäcker, um sie auf der Obstdarre zu trocknen, und bekam einen großen Vorrath, worüber sie eine unbeschreibliche Freude hatte. In dem Hause ihres Mannes fand sie große Kisten, diese bestimmte sie zur Aufbewahrung ihrer gewelften Zwetschen. Wie also ein Korb voll nach Hause kam, so schüt-

schüt-

schüttete sie dieselben in die Kasten, und fuhr das mit so fort, bis sie ganz voll waren, alsdann verschloß sie dieselben. Freudenvoll berichtete sie hierauf ihrer Mutter ihren großen Pflaumenvorrath, besonders da in dem Orte, wo ihre Mutter wohnte, kein so starker Obstbau war, und so große Vorräthe von gewelktem Obste nicht konnten zusammengebracht werden. Es kam die Kirmse im Herbst herben, und die Mutter besuchte sie. Das erste, was Zulchen that, war, daß sie ihre Mutter im Hause herumführte, und ihr ihre Speisevorräthe zeigte. Die Reihe kam endlich auch an das gewelkte Obst. Gleich am ersten Kasten wollte der Deckel nicht aufgehen, er war verquollen. Sie gingen zum andern, zum dritten, zum vierten Kasten, alle waren verquollen. Was soll das vorstellen? sagte Zulchen bestürzt. Die Mutter lächelte. Es wurde ein Beil geholt, und damit der erste Kasten aufgezwanzt, und siehe da, alles war mit grünem zusammenhängenden Schimmel überzogen. Zulchen griff hinunter in die Mitte des Kastens, und es war nichts als Schimmel und Schimmelgeruch zu finden. Eben so verhielt es sich auch in den übrigen Kasten. Meine Tochter, ich bedaure deinen Verlust, sagte die Mutter, deine Pflaumen sind gänzlich verdorben, und zu gar nichts mehr zu brauchen. Aber du bist selbst Schuld daran. Warum hast du mir nicht vorher davon Nachricht gegeben, daß du Pflaumen welken

wols

wollest? ich würde dir Anweisung gegeben haben, wie man mit gewelktem Obste umgehen müsse. Alles gebackne Obst, mein Kind, muß erst an einem ganz freyen trocknen Orte hingelegt werden, damit es erkalte, und auch dann darf man es nicht gleich verschließen, denn es dunstet aus, und durch das Einpacken und Verschließen wird die Ausdünstung verhindert, wovon es schimmlicht wird. Am sichersten geht man, wenn man das getrocknete Obst erst einige Wochen in einer luftigen Kammer auf einer langen Tafel oder Dielenboden dünne ausgebreitet liegen läßt. Zulchen bereuete ihren Vorwitz, und lernte an ihren verdorbenen Pflaumen, daß es bey allem unserm Wissen doch immer noch Fälle gebe, wo man noch zu fragen und erfahrene Leute um ihren guten Rath zu bitten nöthig habe.

176. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten.

Der Lehrer. Was überzeugt dich, Julie, und macht dich gewiß, daß es jetzt Tag ist?

Julie. Ich kann entfernte Dinge sehen, und alles, was mir näher ist, hat seine verschiedene Farben.

L. Würdest du mir diese Antwort geben können, wenn du nicht denken und urtheilen könntest?

S.

J. Ich zweifle, ob ich gleich glaube, daß der unwissendste Mensch sowohl weiß, daß es Tag ist, als der Klügste, was jener eben sowohl sehen kann als dieser.

L. So weit seine Sinne reichen, weiß freylich der Unwissendste sowohl, daß etwas ist, als der Klügere. Aber wo trennen sich gewöhnlich die Erkenntnisse dieser Menschen, und wo entdeckt sich die Verschiedenheit ihrer Geisteskraft?

J. Bey den Fragen: warum? wodurch? wozu? bey allem fortgesetzten verständigen Gespräch, bey Aeußerungen eignen Urtheils, und am meisten, wenn es darauf ankömmt, aus dem Sichtbaren aufs Unsichtbare zu schließen.

L. Nun so will ich dich selbst nach dieser Regel prüfen, ein verständiges Gespräch über die wichtigsten Religionswahrheiten mit dir führen, und mich dann freuen, wenn ich eine richtige und vollständige Erkenntniß bey dir finden werde.

Woher weißt du nun auch mit Ueberzeugung und Gewißheit, daß Gott, oder ein höchst verständiges Wesen, alles, was da ist, gemacht hat?

J. Weil allenthalben Ordnung ist, so weit ich denken kann.

L. Sieh von dem, was du für Ordnung hältst, einige Beispiele.

J. Die Jahres- und Tageszeiten; die Einrichtung der Nahrungsmittel zu den Geschöpfen, die dadurch genähret werden sollen; die absichts-

volle

volle Verschönerung der leblosen Natur; die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Bewegungen der großen Himmelskörper; die nützliche Einrichtung der verschiedenen Thierarten und ihrer Triebe, vorzüglich aber des menschlichen Wesens; die Zusammenstimmung der uns von Gott angerathenen Mittel zur Glückseligkeit mit den Wünschen und Empfindungen einer jeden unverdorbenen Seele, und endlich die beständige Erfahrung aller verständigen Beobachter, daß, wenn uns Gott vor etwas schädlichem warnet, die Verachtung dieses väterlichen Rathes auch schlimme Folgen stets nach sich gezogen hat.

E. Du hast Recht, gute Seele! aus allen diesem leuchtet hervor, daß ein sehr verständiges Wesen daseyn müsse, welches nicht allein alles Leblose nach Maas, Ziel und Gewicht ordnet, sondern auch seiner lebendigen Geschöpfe Glückseligkeit nach dem verschiednen Maas ihrer Empfänglichkeit zum Endzweck hat. Welche Art der Geschöpfe, die Vernünftigen oder Unvernünftigen, mag wol der meisten Glückseligkeit fähig seyn?

J. Allerdings die vernünftigen Geschöpfe; denn sie können nicht bloß empfinden, sondern auch über das Empfundene denken. Sie können über die Schönheit und Ordnung sich freuen, sich selbst verbessern, und das höchste Vergnügen genießen, wenn sie die Verwandtschaft und Abstammung ihrer Seele von Gott, dem allervoll-

form:

kommensten Wesen, denken, zu dessen ewigen Gnadenwohlthaten durch Tugend und Gehorsam gegen ihn sie sich die Hoffnung erwerben können.

L. Das ist wahr; gehdrt aber nicht eine unbeschreibliche Kraft und Macht dazu, um alles das anordnen zu können, wenn die Weisheit oder der Verstand zum Entwerfen eines so unermesslichen Plans nicht umsonst soll gewirkt haben, so wie unter uns Menschen mancher Verständiger zwar einen herrlichen Plan entwirft, ihn aber aus Ohnmacht nicht ins Werk richten kann?

J. Allerdings muß in Gott Weisheit und Macht im höchstmöglichen Grade beisammen seyn!

L. Würdest du einen Mächtigen, der aber dabei böseartig und arglistig wäre, wol weise nennen?

J. Nein, gewiß nicht!

L. Also, wenn Gott höchst mächtig und höchst weise ist, so ist er eben dadurch auch höchst gerecht und höchst gütig zu nennen. Und wenn ich nichts weiter von Gott wüßte, als: in ihm ist die höchste Weisheit mit der höchsten Macht verbunden; würde dann meiner Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit Gottes noch etwas fehlen?

J. Nein; denn, wenn ich mit dem, was zum vollständigen Begriff der höchsten Weisheit,
die

die mit der höchsten Macht verbunden ist, gehört, genug bekannt bin; so weiß ich auch genug von Gott, wenn ich weiß, daß er höchst weise und höchst mächtig ist. Denn alle Vollkommenheiten vereinigen sich in dem Begriff der höchsten Weisheit und der höchsten Macht.

2. Wie würdest du z. B. Gottes Allwissenheit, Allgegenwart, Unveränderlichkeit und höchste Güte in diesem Begriffe: Gott ist höchst mächtig und höchst weise, schon mit eingeschlossen finden?

3. Wer nicht alles weiß, kann nicht höchst weise seyn. Wie aber Gott alles weiß, erklärt mir das Wort Allgegenwart auch nicht, genug daß ich weiß, daß er alles wissen, und vorher gewußt haben müsse, theils um alles so weislich anzuordnen, theils um es zu erhalten, und über die Handlungen freyer Wesen zu richten. Es gehören also Allwissenheit und Allgegenwart als Bestandtheile zu dem allgemeinen Begriff, höchste Weisheit, eben sowohl, als Unveränderlichkeit und höchste Güte. Denn wer sich sowohl in seinem Wesen als in seinem Urtheil oft änderte, der wäre nicht immer höchst weise, und eben darum nicht immer höchst mächtig, denn die höchste Macht in Gott kann nur die Folge seyn von der allerhöchsten geistigen Vollkommenheit, welche die höchste Weisheit ist. Was endlich die höchste Güte oder Güte betrifft, so läßt sich diese vollends ohne Weisheit

Mädchen Spiegel, 2 nicht

nicht denken, denn wer nicht weise ist, kann auch nicht gut, vielweniger höchst gut oder der Allerbeste seyn.

L. Du hast sehr gut geantwortet. Sage mir nun noch, ehe wir diese Unterredung beschließen, was dir diese richtige Erkenntniß von Gott helfen soll, und wozu du sie gebrauchen willst?

J. Dazu, lieber Lehrer, daß ich den höchst weisen und höchst mächtigen Gott von ganzem Herzen, weil er im höchsten Grade Preis und Ehre verdient, verehren, ihm vertrauen, und damit ich das immer kann, ihm zu allem Gefallen leben, und alle seine Gebote immer besser halten zu lernen, mich aufrichtig bemühen will. Und, weil ich nach den besten Gaben streben soll, so will ich nach Weisheit trachten, weil ich Weisheit für die beste Gabe halte. Dann werd' ich auch gewiß zum Guten so viel Macht bekommen, als mir nützlich ist. Gott wird mein Vorhaben und meiner Hände Werk befördern, und mich Gnade finden lassen bey ihm und allen guten Menschen.

L. Befördre dein Erkenntniß, o Gott! damit allenthalben der Erdkreis deiner Ehre voll werde!

Gieb ferner Segen, daß auch hier

Der Lehrer Fleiß gedeihe;

Und zu der Jugend Lernbegier

Sich Erd und Himmel freue.

177. Ein Kirmeslied.

Mel. Adam hatte sieben Söhne.

Adam war der erste Mann,
 Euchen war sein Weibchen;
 Sie verlebten Beide
 Die Tag' in lauter Freude;
 Sie liebten sich, und zankten nicht,
 Sie wußten nichts von Krampf und Gicht,
 Sie lebten herzlich froh! froh! froh!

Wenn der junge Lenz begann;
 Saßen sie im Busche;
 Hörten Nachtigallen,
 Und gingen nach Gefallen
 Am Bach hinauf, am Bach herab,
 Wo's immer was zu schöpfen gab,
 Wir machens auch noch so, so, so.

Frisches Obst und süße Milch
 Von dem sanften Schäfchen
 Stärkte ihre Glieder
 Am kühlen Abend wieder;
 Ein buntheblühtes Rasenbett
 War ihre sanfte Ruhesstatt
 Und schliefen da recht froh, froh, froh!

Milde war der Himmelsstrich
 Dort im Paradiese;
 Kein Pariser Schneider
 Verfertigte da Kleider;

Mit Seidenstoff und Ziggattun
Hatt' Evchen da noch nichts zu thun,
Und lebte doch recht froh, froh, froh! —

Evchen liebte Reinlichkeit,
Wie es Weibern ziemet,
Eine klare Quelle
Vertrat des Spiegels Stelle;
Es duftete von Odlewang
(Wie jetzt die Mädchen gassenlang)
Da Evchen noch nicht so, so, so.

Aber wie das Unthier kam,
Die verschmigte Schlange,
Weg war auch für Beide
Des Paradieses Freude!
Kein Blümelein, kein Vögelein
Konnt' ihre Herzen mehr erfreun,
Sie lebten nicht mehr froh, froh, froh!

Gut seyn laßt uns, Schwesterchen,
Gut seyn, besser werden!
Schuldlos unsre Jahre
Durchwandeln bis zur Bahre!
Hier ist die Hand, schlägt alle ein!
Wir wollen gute Menschen seyn!
Dann leben wir recht froh, froh, froh!

178. Schulgebete und Lieder- Verse.

1) Gebet bey dem Anfange der Vormit- tagschule am Montage.

Nimm hin, bester Vater im Himmel, den Dank von deinen Kindern für die unaussprechlich großen und vielen Wohlthaten, deren du uns bisher gewürdiget hast. Dein Aufsehen hat unsern Odem bisher bewahret, du hast uns Gesundheit und muntere Kräfte verliehen, hast uns täglich mit Speise und Trank erfüllet, und uns mannigfaltige Freuden genießen lassen. Gott, wir sind viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du von unsrer Geburt an bis auf diesen Augenblick an uns gethan hast! Ach, wie viele Wohlthaten mögen wir wol schon oft mit Undank aus deinen Händen angenommen, von wie vielen Gaben mögen wir wol schon oft einen bösen Gebrauch gemacht haben! Barmherziger Vater, vergieb uns unsern Leichtsinns und Undank, und mache uns von Tage zu Tage verständiger und besser, damit wir in Zukunft alles besser benutzen mögen, was du uns Gutes zu Theil werden lässest.

Wir fangen heute mit deiner Hülfe unser Schulgeschäfte wieder an. Ach überzeuge doch ein jedes von uns, wie wichtig es sey, und wie

sehr unsre ganze künftige Wohlfahrt von der guten Anwendung unsrer Schuljahre abhängt! Vater, wir geloben es dir jetzt heilig, keine einzige Schulstunde ohne dringende Noth zu versäumen. Regiere die Herzen unsrer Eltern, daß sie uns nie um geringer Hausgeschäfte wegen von der Schule abhalten. Uns aber schenke den Geist des Fleißes und der Aufmerksamkeit, damit wir in frommer Stille viel Gutes in unsrer Schule lernen mögen. Laß uns unsre Saatzzeit weislich nützen, damit wir uns auch im Alter einer reichen Erndte erfreuen können. Bewahre uns vor Sünden, und hilf uns, alle Reizungen zur Sünde muthig bekämpfen. Der Gedanke an dich, den Allwissenden, sey allerwegen der Beschützer unsrer Unschuld und Tugend.

Segne diejenigen, die uns unterrichten, und laß ihr Bemühen, uns zu verständigen und guten Menschen zu bilden, an uns nicht vergeblich seyn. Blicke mit Gnade und Segen herab auf unsre guten Obern, segne unsre lieben Eltern, beglücke ihr Gewerbe, und erhalte sie gesund. Wache über unsre Vaterstadt (über unsern Ort), behüte sie (ihn) vor allem Unglück, und laß uns alle unter deinem Schutz und Schirm ein ruhiges und stilles Leben führen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Amen.

2) Gebet am Schluß der Schule des Sonntagsabends.

Habe Dank, du guter Vater im Himmel, für alle die unzählbaren Wohlthaten, die du uns unverdienter Weise diese Woche hindurch bis auf diesen Augenblick erwiesen hast. Du hast unserm Odem bewahret, du hast uns und die Unsrigen gesund erhalten, du hast uns alle Tage gesättiget mit Wohlgefallen. Viele Freuden haben wir genossen, wofür wir dir als dem Urheber derselben zu danken schuldig sind. Du hast uns Gelegenheit gegeben, viele neue und gute Kenntnisse einzusammeln, und manchen guten Entschluß hast du in uns hervorgebracht. Vieles haben wir diese Woche hindurch wieder als schädlich für unser Glück erkennen lernen, was wir für gut hielten, und vieles ist uns in deinem Worte als gut angepriesen worden, was wir verachtet und für schädlich gehalten haben. Schenke uns deine Kraft aus der Höhe, guter Vater, daß wir auch künftig alles gern thun mögen, was du uns zu unserm Besten zu thun befehlst. Bewahre uns vor allen Reizungen zum Bösen, und mache uns von Tage zu Tage zu immer bessern Menschen und Christen. Thue uns fernerhin wohl am Leibe und an der Seele. Sey gnädig und segne unsre gute Obrigkeit, unsre lieben Eltern, und alle, die es mit uns gut meinen. Gieb uns die Gesinnung, daß wir alle unsere Mitmenschen als

E 4

Brü-

Brüder und Schwestern behandeln, und ihr Glück so eifrig als unser eigenes befördern mögen. Wir geloben es dir, deines Namens Ehre durch einen guten unschuldigen Lebenswandel und durch gewissenhafte Erfüllung aller unsrer Pflichten zu verherrlichen.

Laß deinen Segen auf uns ruhn,
Uns deine Wege wallen,
Und lehre selber du uns thun
Nach deinem Wohlgefallen.

3) Gebet am Ende der Nachmittags- Schule.

Wir danken dir, unserm Vater, von dem alles Gute kommt. Du giebst uns Kräfte und Gelegenheit, unsre Kenntnisse zu vermehren, und das durch immer verständiger und besser zu werden. O lehre sie uns dankbar anwenden! Laß uns unsre Saatzzeit weislich nützen, damit wir uns auch einst einer reichen Erndte erfreuen können. Unschuld sey die Zierde unsrer Jugend, und Fleiß und gewissenhafte Erfüllung aller unsrer Pflichten bilde uns zu guten Menschen und zu guten Christen. Blicke mit Gnade und Segen herab auf unsre guten Obern, auf unsre Wohltäter, auf uns und auf alle deine Kinder, und laß uns alle in deiner Furcht leben, und uns hüten, daß wir in keine Sünde willigen, noch wider deine Gebote thun. Amen.

Lies

Liederverse am Schluß der Schule.

a) Mel. Vom Himmel hoch 2c.

Mit Freuden, Vater, danken wir
Für alles, was wir lernten hier,
Für jeden guten Unterricht,
Für die Erkenntniß unsrer Pflicht.

Laß unsre Pflicht doch nicht allein
Ausß Wissen eingeschränkt blos seyn;
Es werde das, was wir erkannt,
Dun auch außs Leben angewandt.

b) Mel. Nun laßt uns Gott den Herren 2c.

Gott ist es, der das Leben
Aus Liebe uns gegeben,
Er ließ in unsern Pflichten
Nuch jezt uns unterrichten.

Dem Fleiß ließ ers gelingen,
O laßt uns Dank ihm bringen
Für alle gute Gaben,
Die wir empfangen haben.

c) Mel. Was ich nur Gutes habe 2c.

Mit Ehrfurcht laßt uns beten,
Laßt uns zum Vater treten,
Der unsre Thaten weiß.

Er hat uns unser Leben
Und manches Glück gegeben,
Durch ihn gelang uns unser Fleiß.

Gott präge alle Lehren,
Die wir hier täglich hören,
Sief unsern Herzen ein!

Laß sie uns oft erwägen,
So werden sie uns Segen
Und Trost in unserm Leben seyn.

d) Mel. Nun danket alle Gott &c.

Auch heute fühlten wir
Die Wahrheit jener Lehre,
Daß fromme Pflicht schon hier
Des Menschen Ruhe mehre.
Wie groß wird seyn das Glück
Am Schluß der Lebenszeit
Für den, der sich der Pflicht
Mit Eifer hat geweiht.
O laß uns doch mit Ernst
Dies jeden Tag erwägen:
Erfüllung unsrer Pflicht
Schenkt jenen Himmelsseg'n.
Auch uns soll unsre Pflicht,
O Gott, stets heilig seyn;
Dann können wir am Schluß
Des Lebens uns noch freun.

e) Mel. Noch läßt der Herr mich leben &c.

Auch heute gab Gott Kräfte,
Trieb und Gelegenheit
Zum nützlichen Geschäfte,
Dank sey ihm nun geweiht!
Er gab uns, was wir haben
Zur Tugend und zum Glück,
Und fordert seine Gaben
Von uns genützt zurück.
Dies wollen wir erwägen,
Und immer fleißig seyn;
Gott giebt zum Fleiße Segen,
Und läßt ihn auch gedeihn.

179. Wäschtafel zu Num. 172.

Mannshemden.	Weiberhemden.	Feine Manns- plätthemden.	Feine Weiber- plätthemden.	Knabenhemden.	Mädchenhemden.
22.	24.	16.	18.	17.	14.
Feine Servietten.	Grobe Tisch- tücher.	Grobe Ser- vietten.	Weisse feine Bettbezüge.	Weisse feine Kissenbezüge.	Weisse Hals- tücher.
134.	20.	80.	12.	36.	23.
Bunte Bett- bezüge.	Bunte Kissen- bezüge.	Bettlaaken.	Weisse nessel- tuchne Schür- zen.	Blaue Schür- zen.	Handtücher.
10.	40.	22.	18.	30.	44.

180. Das Einmal Eins.

1	mal	1	ist	1	4	mal	9	ist	36
2	mal	2	ist	4	4	mal	10	ist	40
2	mal	3	ist	6	5	mal	5	ist	25
2	mal	4	ist	8	5	mal	6	ist	30
2	mal	5	ist	10	5	mal	7	ist	35
2	mal	6	ist	12	5	mal	8	ist	40
2	mal	7	ist	14	5	mal	9	ist	45
2	mal	8	ist	16	5	mal	10	ist	50
2	mal	9	ist	18	6	mal	6	ist	36
2	mal	10	ist	20	6	mal	7	ist	42
3	mal	3	ist	9	6	mal	8	ist	48
3	mal	4	ist	12	6	mal	9	ist	54
3	mal	5	ist	15	6	mal	10	ist	60
3	mal	6	ist	18	7	mal	7	ist	49
3	mal	7	ist	21	7	mal	8	ist	56
3	mal	8	ist	24	7	mal	9	ist	63
3	mal	9	ist	27	7	mal	10	ist	70
3	mal	10	ist	30	8	mal	8	ist	64
4	mal	4	ist	16	8	mal	9	ist	72
4	mal	5	ist	20	8	mal	10	ist	80
4	mal	6	ist	24	9	mal	9	ist	81
4	mal	7	ist	28	9	mal	10	ist	90
4	mal	8	ist	32	10	mal	10	ist	100

10 mal 100 ist 1000





